



Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland

Mission heute gestalten

Jahresbericht 2003

Editorial

die EMS-Gemeinschaft

Über die Arbeit des Missionsrates und des Geschäftsführenden Ausschusses	5
Theologische Orientierung der EMS-Gemeinschaft – » Gemeinsames Zeugnis «	8
Die Basler Mission deutscher Zweig im EMS	9
Wegmarken im EMS	11



Berichte: Mission heute gestalten

Erfahrungen in Mission und Ökumene

Missionarische Existenz – eine persönliche Aussage	14
Yunita Lasut – Wie sehe ich mich als Missionarin	15
Interview: »Gemeinden helfen, lebendiger zu werden«	16
Am Anfang war das Wort	18
Jörg Baruth – Wie sehe ich mich als Missionar	20
Wilhelmina Stompies – eine der ersten Xhosa-Christinnen	21
Kwabena Aboagye – Wie sehe ich mich als Missionar	23
Samuel Hebich – Der große Menschenfischer	24
Missionarische Existenz heute	26
Markus Häfele – Wie sehe ich mich als Missionar	27
Freiwillige und ihre Erfahrungen	28
Susanne Kreh – Wie sehe ich mich als Missionarin	30

Erfahrungen im Dialog

Christus in Indonesien	31
Das Eigene und das Fremde	32
Im Dialog von anderen Religionen lernen?	34
Christus in Korea	37
Überraschende Entdeckungen – Die Bibel in Korea gelesen	38
» Maranata « oder die Kunst, an einen Herrn zu glauben	40
Christus der Frauen	43
Die Bewegung für eine nationale Ethik in Indonesien	44

EMS – Projekte

Das EMS-Jahresprojekt 2003 / 2004: Die Gesundheitsarbeit im Gaza-Streifen	46
Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon	48
Wachsende Gemeinden brauchen Begleitung: Theologische Ausbildung in China	50
Das Heim Marhaba gibt Straßenjungen Hoffnung	52

Partnerkirchen

Die EMS-Partnerkirchen	54
------------------------	----

Finanzen

Zur Jahresrechnung 2002	56
-------------------------	----

Kontakt

Die EMS-Geschäftsstelle und Ihre Ansprechpartner/innen	58
Die Mitglieds- und Partnerkirchen	59

Impressum

Rückumschlagseite



Liebe Leserin, lieber Leser,
in vielen Gesprächen und Seminaren erlebe ich ein neues Fragen nach »Mission«. Wohl bleiben bei vielen Menschen ambivalente Gefühle. Tief sitzen Bilder einer Mission, der die Siegerpose näher ist als die Achtsamkeit gegenüber allem Verletzlichen. Aber ebenso begegne ich einer wachsenden Sehnsucht nach einem glaubwürdigen Zeugnis mit Ausstrahlungskraft, nach einem selbstbewussten Glauben, der sich verbindet mit Sensibilität gegenüber dem Fremden und Andersartigen. »Mission« lässt spüren, dass das Evangelium von Jesus Christus überraschende Horizonte eröffnet, dass wir einer faszinierenden Lerngemeinschaft über Grenzen hinweg angehören. Das hat der internationale EMS-Missionsrat im Blick gehabt, als er im November 2002 als Jahresthema »Zeichen der Mission Gottes heute« beschloss. In diesem Sinn haben wir diesem Jahresbericht den Titel **»Mission heute gestalten«** gegeben und wollen mit Beispielen aus der Praxis zeigen, an wie vielen Orten Menschen von der Kraft des Geistes bewegt werden.

Gestalten können wir nur, was in Gottes Mission wächst. Mission können wir letztlich nicht machen, Mission ist eine Frage von Beziehungen, von gelingender Kommunikation. Alle Beiträge in diesem Jahresbericht erzählen deshalb von Menschen unterschiedlichster Herkunft, Menschen, die geografische, kulturelle und auch religiöse Grenzen überschreiten und die als Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums spannende Erfahrungen machen. Sie machen deutlich, dass Mission in der internationalen Gemeinschaft des EMS etwas Lebendiges, Lebensnahes ist.

Dieser Geist lässt niemanden unberührt. Die stärkste Erfahrung von jungen Menschen, die nach einen Freiwilligeneinsatz in ihre Heimat zurückkehren, lautet: **»Wir haben uns selbst verändert, wir sehen unsere Welt mit neuen Augen, wir sind im Glauben gewachsen und haben Freunde fürs Leben gefunden.«** Ähnliches gilt auch für die Teilnehmenden der EMS-Jugendkonsultation in Lauterbach / Hessen oder der EMS-Konferenz der Schatzmeister in Mangalore / Indien und für zahllose andere Begegnungen im zurückliegenden Jahr. Etwas davon ist auch aufgeleuchtet bei unserem ersten EMS-Fest unter dem Thema **»Die Vielfalt feiern – so schmeckt das Leben«** am 12. September 2003 in der Stuttgarter Pauluskirche.

Ich wünsche Ihnen beim Lesen der Beiträge, dass Sie viele überraschende Aspekte des großen Themas **»Mission heute gestalten«** entdecken können.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr

Bernhard Dinkelaker



*Bernhard Dinkelaker
Generalsekretär des EMS*

Über die Arbeit des Missionsrates und des Geschäftsführenden Ausschusses.

Nach der EMS-Synode 2002 in Neustadt/Pfalz hat sich der Missionsrat (MR) neu konstituiert. Im Anschluss daran hat sich die Arbeit von MR und Geschäftsführendem Ausschuss (GA) vor allem auf folgende Ziele und Verständigungsprozesse konzentriert:

4 Einigung auf ein Missionsverständnis, das im Sinn einer theologischen Orientierung zusammenfasst, was die gemeinsamen Grundaussagen der Mitglieder der EMS-Gemeinschaft sind. Damit wird

EMS verpflichtet ist und was alle Beteiligten in diesem Sinn miteinander und füreinander tun können und wollen. Insbesondere die Chancen einer auf gegenseitiger Solidarität beruhenden Anteilnahme am Leben der jeweils anderen werden beschrieben.

4 Der enge Zusammenhang von »Gemeinsamem Zeugnis« (common witness) und »Dienst« (service) wird betont. Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung gelten als wesentliche Leitbegriffe. Die regelmäßige und eingeübte Kommunikation über theologische, sozialetische und politische Themen über kulturelle und kontextuelle Grenzen hinweg wird als wichtige Qualität beschrieben. Ökumenisches Lernen schließt dabei auch die vielfältigen Erfahrungen im Umgang mit Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen mit ein.

4 Beratungen über ein Rahmenkonzept, das im Sinne der Theologischen Orientierung die gesamte Arbeit des EMS bündelt und neu ordnet.

Bereits vor der Tagung des MR in Neustadt / Pfalz im November 2002 waren Entwürfe für ein neues Rahmenkonzept erarbeitet worden. Dazu gab es während der Sitzung des MR zahlreiche Fragen und Anregungen, die in den weiteren Prozess gingen. Eine vom MR eingesetzte Projektgruppe hat seither die Überlegungen präzisiert. Andere Arbeitsgruppen befassten sich mit der künftigen Rolle der ökumenischen Mitarbeitenden und mit der Bildungsarbeit des EMS. Der GA hat wiederholt darüber beraten und einen Vorschlag für die Sitzung des MR in Chennai erarbeitet. Unter der

eine Klarstellung angestrebt, die nach innen und außen deutlich macht, was alle im EMS miteinander verbindet und was das EMS von anderen Organisationen und Missionsgesellschaften unterscheidet. Unter Federführung der theologischen Kommission des MR wurde eine **Theologische Orientierung** erarbeitet, nach Rückmeldungen überarbeitet und in Lang- und Kurzfassung vorgelegt. Die Kurzfassung war Grundlage der Beratungen des MR bei seiner Tagung in Chennai im Juni / Juli 2003. Die Theologische Orientierung macht deutlich, welcher gemeinsamen Mission das



Der Missionsrat in Chennai / Indien

Foto: EMS / David Tulaar

generellen Überschrift »Gemeinsames Zeugnis in wechselseitiger Solidarität« wurden drei Bereiche beschrieben, denen künftig die Arbeitsstruktur und die finanziellen Ressourcen des EMS zugeordnet werden sollen. Der Bereich **»Sharing of Life Concerns«** soll der Schwerpunkt sein, von dem her die beiden anderen Bereiche ihre Aufgaben erhalten. Hier sind gemeinsame Programme angesiedelt, die konkrete Jahresthemen und -projekte zum Inhalt haben. Instrumente und Maßnahmen werden entwickelt oder fortgeführt, die insbesondere der Solidarität in Krisensituationen und der Advocacy-Arbeit dienen. Anstelle von längerfristigen Vorhaben wird der Akzent auf aktuelle Schwerpunkte (Jahresthemen, Kampagnen) und auf flexiblere



*Manfred Gieche, EMS, mit Adam Doda, Kirchenpräsident der Toraja-Mamasa-Kirche, Indonesien
Foto: EMS / David Tulaar*

Instrumente gelegt (Team-Visits statt Konsultationen). Die internationalen Netzwerke etwa für Frauen und Jugend werden in diesen Kontext gestellt. In dem zweiten Bereich, **»Sharing through Cross-Cultural Witness and Service«**, sind das Ökumenische Freiwilligenprogramm, die Ökumenischen Mitarbeitenden und die Ökumenischen Studienprogramme (Naher Osten und Ferner Osten) zusammengebunden. Der Bereich **»Sharing of Financial Resources«** hingegen wird stark von den

Der EMS-Missionsrat

Seit der Gründung im Jahr 1972 hat sich das EMS zu einem ökumenischen Forum weiterentwickelt, in dem die afrikanischen, asiatischen und nahöstlichen Partnerkirchen in allen Beratungen, Planungen und Entscheidungen gleichberechtigt mitbestimmen.

Im internationalen EMS-Missionsrat sind alle beteiligten Kirchen und Gesellschaften mit Sitz und Stimme vertreten. 1995 trat diese neue Exekutive des EMS zum ersten Mal zusammen.

Alle im Missionsrat vertretenen Kirchen und Gesellschaften haben gleiche Stimmrechte.

Der Missionsrat hat Richtlinienkompetenz in entscheidenden Fragen wie den Finanzen, Personalaustausch und theologischen Perspektiven.

Das Gremium tagt einmal jährlich an wechselnden Orten, Vorsitzende ist Oberkirchenrätin Cordelia Kopsch.

Anforderungen der beiden anderen Bereiche bestimmt. Zwar wird es auch künftig in einigen Fällen finanzielle Unterstützung für einzelne Kirchen, Einrichtungen und Programme geben, jedoch werden diese stufenweise vermindert zugunsten der gemeinsamen Programme. Dies bedeutet ein Zurückfahren der allgemeinen Zuweisungen an Partnerkirchen (block grants) und die Einstellung von (bescheidenen) Mitteln im Bereich **»Sharing of Life Concerns«**.

4 Damit ist bereits ein weiterer wesentlicher Punkt der Arbeit von MR und GA berührt: die Entwicklung der Kirchensteuereinnahmen der Mitgliedskirchen. Ab 2004/2005 gehen die Zuweisungen an das EMS um weitere sieben Prozent zurück. Trotz aller Bemühungen um Spenderwerbung, -marketing und Fundraising sind die bisherigen Ergebnisse noch nicht zufriedenstellend. Das EMS muss sich bedauerlicherweise auf einen weiteren Rückgang der Einnahmen einstellen. Daher dienen die oben vorgetragenen Maßnahmen nicht nur der inhaltlichen Bündelung, sondern auch der Konzentration auf Wesentliches, die dieser **Entwicklung der Finanzen** Rechnung trägt. Von der Finanzkommission des MR wurden dem GA Vorschläge vorgelegt, wie im Budget 2004/2005 auf diese Situation reagiert werden kann und welche Spielräume es für gemeinsame Programme gibt. Es hat sich gezeigt, dass diese äußerst bescheiden sind. Jedoch halten der GA und der MR es für notwendig und sinnvoll, in einer solchen Situation lieber eine inhaltliche Konzentration anzustreben als einfach »den Rasenmäher fahren zu lassen«. MR und GA hoffen, dass sich mit der inhaltlichen Orientierung die Arbeit des EMS auch in die Öffentlichkeit hinein besser vermitteln lässt.

4 Ein wichtiger Schritt für die Reorganisation der **Öffentlichkeitsarbeit des EMS** ist die Einstellung von Andrea Seefeld als neuer Leiterin der Abteilung Kommunikation in der Geschäftsstelle durch den MR in Neustadt 2002. Der GA unterstützt sie in ihrem Anliegen, das EMS kampagnenfähig zu machen – d.h. fähig zur qualifizierten Vermittlung eines konkreten, aktuellen Themas in die Öffentlichkeit hinein.

4 Weitere Aspekte der Arbeit des GA, die hier im einzelnen nicht ausgeführt werden können, waren die Beschäftigung mit Personalfragen, die Evaluation der Bildungsarbeit und der Arbeit der Stabsstelle Frauen und Gender, Anträge auf Altersteilzeit, die Integration der BMDZ, die Zukunft der ökumenischen Mitarbeitenden sowie die Planungen für den MR in Chennai.

4 Damit ist deutlich: Das EMS befindet sich in einer Phase wichtiger, grundlegender Überlegungen und Veränderungen. Mit der Verabschiedung der **»Theologischen Orientierung«** und des Rahmenkonzeptes mit den Kernbereichen **»Sharing of Life Concerns«**, **»Sharing through Cross-Cultural Witness and Service«** und **»Sharing of Financial Resources«** sowie mit der künftigen Konzentrierung der Arbeit auf Zweijahresprogramme (2004/05 zum Thema **»Peace Building«**) sind dem Missionsrat im Juli 2003 in Chennai wichtige Schritte zur inhaltlichen Verständigung und Neuorientierung gelungen. Die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der auch schwierige Fragen eines tragfähigen Zukunftskonzeptes beraten wurden, zeigt, dass viel Vertrauen gewachsen ist, und dass die Gestaltung des EMS als einer Gemeinschaft mit einer Mission ein verheißungsvoller Prozess ist.

Cordelia Kopsch



*Cordelia Kopsch,
Vorsitzende des
Missionsrates*

Theologische Orientierung der EMS-Gemeinschaft „Gemeinsames Zeugnis“

Bei der Sitzung des EMS-Missionrates in Chennai, Indien, wurde am 2. Juli 2003 folgende Erklärung verabschiedet, welche die gemeinsame theologische Vision der EMS-Gemeinschaft umreißt.

- 4 Wir sind auf dem Weg zu einer internationalen, ökumenischen Gemeinschaft von Kirchen und Missionsgesellschaften, in der wir unsere Hoffnung auf das Reich Gottes miteinander teilen.
- 4 Mission ist zuerst Gottes Zuwendung zur Welt, in der Schöpfung, in der Geschichte mit den Menschen, in Jesus Christus und in der Kraft des Geistes. Unser Zeugnis ist Antwort und Beteiligung an Gottes leidenschaftlich-mitleidender und verwandelnder Liebe.
- 4 Die Mitte unseres Glaubens ist die Gute Nachricht vom Heil, von der Fülle des Lebens, von der Überwindung des Todes in Jesus Christus. Mit dem Namen Jesu Christi verbinden sich Erlösung, Befreiung, Versöhnung, Heilung, Gerechtigkeit, Frieden und Hoffnung.
- 4 Das Evangelium gilt allen Dimensionen des Lebens. Unser Zeugnis ist deshalb ganzheitlich. Verkündigung des Evangeliums, Gottesdienst und Gebet, Seelsorge, Religionspädagogik, Diakonie sowie der Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden, Versöhnung und die Bewahrung der Schöpfung gehören unlösbar zusammen.
- 4 Unser Zeugnis ist getragen von der Leidenschaft für das Evangelium und von der Achtsamkeit gegenüber Gottes guter Schöpfung, insbesondere gegenüber allen verwundbaren und gefährdeten Geschöpfen.
- 4 Wir bezeugen das Evangelium von Jesus Christus am jeweiligen Ort auf einladende und glaubwürdige Weise. Die Erfahrung von Fremdheit in der Begegnung und im Austausch über Grenzen hinweg hilft uns, das Evangelium in neuer Weise zu entdecken.
- 4 In verbindlicher Partnerschaft gehören wir zusammen. Die Vielstimmigkeit und Vielfalt unseres Zeugnisses in unterschiedlichen Kontexten ist ein Reichtum und zugleich eine bleibende, wechselseitige Herausforderung.
- 4 Unser Zeugnis lebt von Zeichen lebendiger Solidarität. In heilender und versöhnender Gemeinschaft teilen wir das Leben, teilen auch das Leiden. Wir setzen uns ein für Menschenrechte, ebenso für eine gerechte Gemeinschaft von Frauen und Männern und unter allen Generationen.
- 4 In unserem Zeugnis begegnen wir, mutig und demütig zugleich, Menschen anderer religiöser Überzeugungen und Weltanschauungen mit Achtung, Respekt und Einfühlungsvermögen, mit der Bereitschaft zuzuhören und als gute Nachbarn zusammenzuleben.
- 4 Als ein »Forum für gelebte Ökumene« dient unsere Gemeinschaft dazu, dass wir in unserem Zeugnis über Grenzen hinweg voneinander lernen, dass wir einander ermutigen, und dass wir uns wechselseitig herausfordern.

Die Basler Mission Deutscher Zweig im EMS

Als wir in Basel aus dem Flugzeug stiegen, kannte ich keinen Menschen, doch wir wurden von unseren Göppinger Freunden empfangen, als ob wir zu einer Familie gehörten«, erzählt Hanna, Mitglied einer

aus Göppingen in der EMS-Geschäftsstelle. In Südwestdeutschland gibt es mittlerweile fünfzehn Direktpartnerschaften allein mit der Presbyterianischen Kirche in Kamerun. Lebendige Begegnungen, die auf beiden Seiten

wie vor wichtige Erfahrungen verbinden. Daneben ist es ein Anliegen, vielen Menschen zu ermöglichen, etwas von dieser weltweiten Verbundenheit im Glauben zu erfahren – wie es in der Basler Mission Tradition ist.



Eine Delegation aus Kamerun zu Besuch bei ihrer Partnerschaftsgruppe in Göppingen. Foto: NWZ

kamerunischen Partnerschaftsdelegation aus der Menchum-Boyo-Presbytery. »Unser Bild von den Weißen war ganz anders«, schildert Godfrey seine Eindrücke. »Hier erfahren wir, dass wir eins sind in Christus.« Und Aaron sagt: »Mission ist wirklich keine Einbahnstraße mehr. Wir lernen voneinander, und alle haben etwas beizutragen.« Soweit die Eindrücke aus einer Gesprächsrunde mit einer kamerunischen Delegation und ihren Gastgebern

Spuren hinterlassen – dies ist die Frucht der Arbeit der Basler Mission.

»Basler Mission Deutscher Zweig« – mit diesem Namen verbindet sich das kostbare Erbe der Basler Mission. »Deutscher Zweig« heißt, in der Verbundenheit mit mission 21 und mit dem EMS den guten Namen der Basler Mission im südwestdeutschen Raum lebendig zu halten. Ein Name, mit dem Menschen nach

Juristisch gesehen ist die Basler Mission Deutscher Zweig (BMDZ) ein »Sammel- und Förderverein«. Dies bedeutet aber weit mehr als »nur zu sammeln«. Die so genannte Halbbatzenkollekte hatte immer zwei weitere Aufgaben. Einerseits war und ist sie ein Fenster zur Welt, zur Ökumene der »Basler Familie« in vier Kontinenten. Seit der Entstehung der Halbbatzenkollekte vor 150 Jahren hat es nur wenige Menschen gegeben, die so intensiv am Leben der Menschen in anderen Kirchen und Kulturen Anteil genommen haben wie die Sammlerinnen und Sammler. Zugleich hat die »HBK« Gemeinschaft gestiftet unter Menschen, die sich in diesem Interesse und im Gebet verbunden wissen. Im BMDZ-Team begleiten **Gotthilf Bühler und Ralf Velimsky** die Sammlerinnen und Sammler, organisieren Treffen, führen Freizeiten durch und gestalten Missionsfeste.

Es braucht aber auch neue Wege. In den vergangenen beiden Jahrzehnten sind viele Partnerschaften entstanden, nicht nur mit Kamerun, auch mit Nigeria oder mit Sabah. Zum

einen sind sie getragen von den jeweiligen Kirchenbezirken und -kreisen. Andererseits sind die Menschen in den Partnerschaftsgruppen aber auch interessiert am Austausch, an aktueller Information, an Begleitung und Hilfestellung in konkreten Fragen. Für diese Vernetzung arbeitet seit 1. Januar 2003

Nicola Bieber in der Geschäftsstelle. Ein besonderer Aufgabenbereich ist für sie außerdem der Sudan. Viele Gemeinden und Gruppen begleiten die Arbeit der Kirchen dort, die Friedensbemühungen, die ökumenischen Mitarbeitenden. Beim so genannten **Sudantag** treffen sie mit anderen Sudangruppen zusammen.

Ökumenische Besuchergruppen, die über mission 21 nach Deutschland kommen, und Einsätze von ökumenischen Mitarbeitenden, die über das Leben in den Partnerkirchen berichten, vermitteln lebendige Einblicke in die weltweite Gemeinschaft, für die der Name »Basler Mission« steht. Die so genannten Geschwistertreffen ehemaliger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind weit mehr als Familientreffen, denn diese »**Geschwister**« gehören zu den Engagiertesten, die sich informieren und in ihrem Bereich an der Basis aktiv für die Partner eintreten.

Das »**Nachrichtenblatt der BMDZ**« vermittelt einem großen Leserkreis Informationen aus dem Leben der Partner. Das neue gemeinsame Missionsma-

gazin der Missionswerke (in der Schweiz »**Auftrag**«, in Südwestdeutschland »**darum**«) bietet darüber hinaus Berichte aus Kirchen, die ihre Wurzeln in der Arbeit der Basler Mission haben. Der Fachbereich Fundraising bemüht sich, mit ansprechenden Informationen neue Spenderinnen und Spender zu gewinnen.

Damit all dies möglich ist und lebendig bleibt, braucht es einen Verein mit Satzung, Vorstand, Mitgliederversammlung und künftig auch mit einer Stiftung. In diese wird das Vermögen der BMDZ eingebracht. Der BMDZ-Vorstand hat es sich in den vergangenen Jahren nicht leicht gemacht, den richtigen Weg zu finden, um das Erbe der Basler Mission für die Zukunft wach zu halten.

Mit der Bildung von »**mission 21**« sind aus rechtlichen Gründen neue Schritte nötig geworden. Im Oktober 2002 hat die Mitgliederversammlung einmütig eine Satzungsänderung beschlossen, mit der die BMDZ Teil des südwestdeutschen Missionswerks EMS geworden ist. In der Geschäftsstelle haben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von BMDZ und EMS ohnehin schon immer zusammen gearbeitet. Die Unterstützung der Basler Partner geschieht nun über das EMS, in enger Zusammenarbeit mit »**mission 21**« in Basel. Die Basler Mission ist so eine wichtige Klammer der beiden Schwesterwerke.

Strukturen können nur den Rahmen bieten, es kommt auf die Menschen an und auf den Geist. Die BMDZ will ein Netzwerk sein für Menschen, denen die Gemeinschaft in Namen Jesu Christi über Grenzen hinweg am Herzen liegt, für Menschen, die sich für Gerechtigkeit und für Menschenwürde einsetzen. Dies kann nicht allein geschehen, sondern nur in der Verbundenheit mit anderen, mit den Missionen und Kirchen im EMS und in »**mission 21**«.

Ein herzlicher Dank gilt **Dieter Opitz**, der die Geschäfte der BMDZ seit 1997 geleitet hatte, unterstützt von seiner Frau, **Ruth Opitz**, sowie **Sabine Jekel**, die fast fünf Jahre als Sachbearbeiterin und zuletzt als Leiterin der Geschäftsstelle tätig war. Die Leitung der Geschäftsstelle soll bis Ende dieses Jahres wieder besetzt werden. Bis dahin sind wir **Elke Hagmaier, Reinhilde Freise und Annette Schumm** für alle Hilfe dankbar. Ein besonderer Dank gilt **Günther Letsch**, dessen unermüdlicher Einsatz und dessen Name seit Jahrzehnten wie kein anderer für die BMDZ steht.

Bernhard Dinkelaker

Wegmarken im EMS

Noch nie wurde so deutlich, dass der Name »Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland« zu überdenken ist. 1972 war das EMS als Gemeinschaftswerk von deutschen Kirchen und Missionsgesellschaften gegründet worden. Die Erklärung zum Missionsverständnis des EMS, die im Juli 2003 vom Missionsrat in Chennai/Indien verabschiedet wurde, beginnt jedoch mit den Worten:

»Wir sind gemeinsam auf dem Weg zu einer internationalen, ökumenischen Gemeinschaft..., in der wir unsere Hoffnung auf das Reich Gottes miteinander teilen.«

Was ist das Neue und welche praktische Relevanz besitzt es?

»Empfangen und weitergeben« lautete bereits der erste Slogan des EMS in den siebziger Jahren, und »Partnerschaft« war der Schlüsselbegriff von Anfang an. Dennoch wurde das EMS von den Partnern in Afrika und Asien als Gegenüber erlebt, als Vermittlungsbüro für Finanzen und missionarisches Personal. In Deutschland wurde das EMS überwiegend als Dachverband und kirchliche Dienst- und Fachstelle wahrgenommen. Mission bedeutet jedoch weit mehr als Dienstleistungen einer Behörde. »Teilhabe an der Mission Gottes«, »Mission in sechs Kontinenten« sind Stichworte, die unterstreichen, dass Mission ein lebendiges, dynamisches Geschehen ist, überall dort, wo Menschen zu glaubwürdigen Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums von Jesus Christus werden. Im EMS sind sie in besonderer Weise über Grenzen hinweg mit Menschen verbunden, mit denen sie eine gemeinsame Geschichte mit allen

Die EMS-Geschäftsstelle

Das Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS) ist ein Zusammenschluss von sechs evangelischen Kirchen und fünf Missionsgesellschaften in Südwestdeutschland in Partnerschaft mit 17 Kirchen in Afrika, dem Nahen Osten und Asien. Als Lern- und Weggemeinschaft im Glauben und Forum für gelebte Ökumene verbindet es Menschen und Kulturen.

Die EMS-Geschäftsstelle in Stuttgart koordiniert, initiiert und begleitet Programme und Aufgaben im gemeinsamen Zeugnis für das Evangelium von Jesus Christus.

Zu den Kernaufgaben gehören:

- 4 die Koordination, Begleitung und Beratung von Direktpartnerschaften
- 4 die Vermittlung von ökumenischen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in Langzeiteinsätzen (i.d.R. Fünfjahresverträge, zur Zeit knapp 20 Stellen in Partnerkirchen in Ghana, Nigeria, Kamerun, Sudan, Südafrika, Libanon, Indonesien, China, Korea, Japan; z.Zt. eine Stelle im Süd-Süd-Austausch. Programme für Mitarbeitende aus Ghana, Indonesien, Korea, Indien in südwestdeutschen Landeskirchen)
- 4 Kurzeinsätze (sechs bis zwölf Monate) im EMS-Freiwilligenprogramm (über 30 Stellen für 6- bis 12-monatige Einsätze in Südafrika, Ghana, Jordanien, Libanon, Indien, Indonesien und Japan, dazu ca. 10 Stellen für Freiwillige aus Partnerkirchen in Deutschland und Stellen im Süd-Süd-Austausch)
- 4 die Koordination und Durchführung von gemeinsamen Programmen der EMS-Gemeinschaft, z.B. Zweijahresprogramm (2004/05 »Peace building«) und ökumenischen Team Visits, Programme »Solidarität in Krisen« und »Ausbildung zur Selbstständigkeit«
- 4 Informationen und Publikationen über Partnerkirchen und die betreffenden Länder und Regionen
- 4 Seminare und Tagungen zu Themen ökumenisch-missionarischen Lernens
- 4 Mitarbeit bei Aktionen und Kampagnen zu Fragen von Gerechtigkeit und Menschenrechten
- 4 finanzielle Unterstützung von Projekten und Programmen in Partnerkirchen (z.B. in den Bereichen Verkündigung und Seelsorge, theologische Ausbildung, Frauen- und Jugendarbeit, Menschenrechte, Gesundheit und Schule)

Zur EMS-Geschäftsstelle gehören auch eine Tagungsstätte und ein Weltladen.

kostbaren und schmerzhaften Erfahrungen teilen. »Partner« in einem Missionswerk bilden deshalb eine Lerngemeinschaft.

Schon in den ersten Jahren nach der Gründung des EMS haben solche Gedanken die Verantwortlichen beschäftigt. Zu einem entscheidenden Meilenstein wurde aber das »**EMS-Forum**« 1991 in Jerusalem: Delegierte aus allen 23 Kirchen und vier Missionsgesellschaften berieten den gemeinsamen Weg in die Zukunft. Das »gemeinsame Zeugnis« als das Verbindende, Solidarität in der Fürbitte und im Eintreten für Gerechtigkeit, Förderung des »Süd-Süd-Austausches«, direkte Partnerbeziehungen an der Basis und schließlich die Forderung nach partizipatorischen Entscheidungsprozessen waren zentrale Stichworte der Empfehlungen. Eine internationale »Forumskommission« erarbeitete ein konkretes Modell eines runden Tisches, das 1995 zur Bildung des internationalen Missionsrates führte.

Es war kein Zufall, dass nach Jerusalem die **Missionsratstagung 1998 in Rantepao / Indonesien** zu einem weiteren Meilenstein wurde: Dort wurden erstmals gemeinsam Kernaufgaben formuliert, für die die Wechselseitigkeit aller Beziehungen kennzeichnend sind. Die früher so genannten »Gebietsreferate« wurden als »Verbindungsreferate« neu konzipiert, auch die personelle Besetzung der Geschäftsstelle sollte die Internationalität zum Ausdruck



bringen. Erstmals wurde ein gemeinsames Jahresthema beschlossen.

Vieles ist seitdem gewachsen: Sinnbild dafür sind die internationalen Konsultationen der letzten Jahre zu Themen wie »Christen und Muslime«, »theologische Ausbildung« (beide 1997) und »Versöhnung« (2002), die Frauenkonsultationen (1995, 1998, 2002) und Jugendkonsultationen (2000 und 2003) sowie in diesem Jahr die Konsultation der Schatzmeister. Daraus sind die Frauen- und Jugendnetzwerke gewachsen. Der Austausch unter Partnern hat Gestalt angenommen, bei Einsätzen von ökumenischen Mitarbeitenden, im Ökumenischen Freiwilligenprogramm mit jungen Erwachsenen, in Direktpartnerschaften. Es sind

nicht nur die Kirchenleitungen, die dieses »Forum für gelebte Ökumene« mit Leben füllen, die Basis wird immer breiter. Auch sensible und kritische Themen werden offen angegangen: Zurückgehende finanzielle Mittel machten harte Diskussionen über gemeinsame Prioritäten unausweichlich. Die Verpflichtung auf wechselseitige Transparenz hat zur Verabschiedung verbindlicher Regeln und Verfahren im Teilen finanzieller Mittel geführt. Der EMS-Haushalt wird als gemeinsamer Fonds verstanden, für den alle gemeinsam Verantwortung tragen.

Die Missionsratstagung in Chennai/Indien im Juli 2003 wurde auf diesem Weg zum jüngsten Meilenstein. Die Verabschiedung der »Theologischen Orientierung« und eines Rah-

die EMS-Gemeinschaft

Bild links: Treffen der Finanzchefs in Mangalore, Indien 2003

*Bild unten: »Was bekomme ich in meinem Land für einen Dollar«
Interessante Einblicke in die Kaufkraft der unterschiedlichen Währungen.
Fotos: EMS / David Tulaar*

Bild rechts: Die indische Altarkerze (»deepastambha«) wird auch zu Beginn des Gottesdienstes in Chennai entzündet. Foto: EMS / Andrea Seefeld



menkonzeptes für die kommenden Jahre zeigen, dass das EMS von allen Partnern als »gemeinsames Projekt« in verbindlicher Partnerschaft verstanden wird. Dies ist gelungen, obwohl oder vielleicht sogar weil enge finanzielle Spielräume zur Konzentration zwingen. Ganz wichtig ist dabei ein Satz aus der Abschlusserklärung der Konsultation der Schatzmeister in Mangalore, Indien, vom Juni 2003: **»Das Teilen von Ressourcen beinhaltet mehr als Finanzen. Alle Kirchen in unserer Gemeinschaft sind in der Lage, zu unserer gemeinsamen Sache beizutragen.«** Dazu gehört der Austausch von Erfahrungen, dazu gehören Menschen mit ihren Begabungen und Fähigkeiten, dazu gehört die Gastfreundschaft am jeweiligen Ort. Künftig soll diese Gemeinschaft in besonderer Weise in Zweijahresprogrammen Gestalt gewinnen, in den Jahren 2004 / 05 unter dem Thema »Peace building – Frieden schaffen«. Eine internationale Kerngruppe mit Delegierten aus Südafrika, Indien, Ghana, Indonesien, dem Libanon, Palästina und Deutschland wird zusammen mit der Geschäftsstelle Schritte erarbeiten, wie das Zeugnis für den Frieden inmitten bedrohlicher Konflikte Lern- und Handlungsperspektiven eröffnet – im Zeichen des

Friedens Christi. Wie bewegend dies werden kann, hat Bischof Dr. Devasahayam von der Madras-Diözese der Kirche von Südindien beim Abschlussgottesdienst in Chennai zum Ausdruck gebracht. Angesichts eines immer schärfer werdenden Klimas für die Minderheiten in Indien nahm er Bezug auf Matth. 5, 13-16: »Wir können und wollen keine Mehrheit werden«, sagte er, »aber als Salz der Erde und als Licht der Welt bezeugen wir als kleine Minderheit unerschrocken das Evangelium als Botschaft der Hoffnung für die Armen und Ausgeschlossenen.« »Frieden schaffen« bedeutet immer wieder, in Konflikten standzuhalten und Wege des Leidens zu gehen. Dann stellt sich die Bewährungsprobe für das EMS als einer tragenden Gemeinschaft, von der die »Theologische Orientierung« spricht.

Bernhard Dinkelaker

Missionarische Existenz eine persönliche Aussage

Mit dem Begriff »Missionar« kann ich wenig anfangen. Der Begriff wird in meiner Kirche seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr benutzt. Außerdem wurde ich in meiner ökumenischen Erfahrung nie als Missionar bezeichnet. Der Begriff Missionar in der Geschichte meiner Kirche hat sich stets nur auf Menschen aus dem Westen bezogen. Kein Einheimischer bekam je diesen Titel, auch nicht die, die nach der Unabhängigkeit der Kirche als kirchlich entsandte in anderen Regionen das Evangelium verbreiteten.

Für die protestantischen Kirchen in Indonesien umfasst der Begriff Mission alles, was die Kirche tut. Er bezieht sich auf den Gesamtruf der Kirche, nämlich darauf, die Einheit des Leibes Christi sichtbar zu machen, das Evangelium allen Geschöpfen zu verkünden, den Dienst der Liebe zu tun und sich um Gerechtigkeit zu bemühen. Was in Europa unter Mission verstanden wird – nämlich ausschließlich der Verkündigungsauftrag –, wird in Indonesien als »Pekabaran Injil« bezeichnet, was »das Evangelium zu einer Botschaft machen« heißt.

Für mich ist die missionarische Existenz in der Taufe eines jeden Gläubigen verankert, mit der er in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wird. Die Gemeinschaft der Gläubigen umfasst sowohl die unsichtbare Einheit aller Christen und Chris-

tinnen, die im selben Namen getauft worden sind, als auch die sichtbare Einheit der Gemeinschaft, in der jeder Gläubige lebt. Das Getauftsein im Namen Gottes ist ein Bekenntnis dazu, dass das Leben ein Geschenk Gottes ist und dass er Leben ermöglicht. Als Grund meiner missionarischen Existenz bedeutet die Taufe den Ruf zur Teilnahme und Teilhabe am Leben und dazu, Leben jetzt und in Zukunft zu ermöglichen – auch für andere.

Leben findet in Gemeinschaft statt durch Geben, Nehmen und Teilen. Wahre Gemeinschaft bedeutet Öffnung für das Leben in seiner Vielfalt. Sie beinhaltet die Öffnung für alle Menschen, damit jeder an einem Leben in Fülle teilhaben kann. Eine dergestalt offene Gemeinschaft meint eine menschliche Gemeinschaft im Sinne der Aussage der Schöpfungsgeschichte, dass Gott allen Menschen Leben ermöglicht – unabhängig von ihren Überzeugungen. Das bedeutet, dass, egal von welcher Überzeugung her wir Zugang zum Leben gewinnen, wir nicht verhindern können, dass andere Menschen andere Zugänge finden. Im Gegenteil, es gehört zu meiner missionarischen Existenz, eine Gemeinschaft aller Menschen zu ermöglichen, in der Frieden, Gerechtigkeit, Gleichwertigkeit und die Fülle der Schöpfung gemeinsam gelebt werden.

Wir leben in einer pluralistischen Welt, zu deren Grundannahmen gehört, dass alle Menschen verschieden sind. Für mich bedeutet dies eine Bestätigung dessen, dass jeder Mensch ein einzigartiges Geschöpf Gottes ist. In der Realität, die uns umgibt, wird die Verschiedenheit der Menschen jedoch häufig als Bedrohung erlebt; sie wird als Grundlage dafür benutzt, andere zu bekämpfen, zu diskriminieren und zu vernichten. Für mich meint missionarische Existenz in dieser Welt, unsere Verschiedenheit als Reichtum und als Geschenk Gottes zu begreifen und andere zu diesem Verständnis und zur Erprobung wahrer Gemeinschaft einzuladen. Ich antworte auf den Ruf, den ich als Glaubender verspüre. So kann ich meine missionarische Existenz als Teil der **missio Dei** ansehen. Jeder, der diesem Ruf antwortet, ist ein Missionar des Lebens.

David Tulaar

David Tulaar ist Pfarrer der Minahasa Kirche in Indonesien. Seit 1999 ist er Indonesienreferent im EMS. Von 1990 bis 1995 war er ökumenischer Mitarbeiter in der EKHN.

Wie sehe ich mich als Missionarin Yunita Lasut / Reutlingen



Warum sind Sie ökumenische Mitarbeiterin geworden?

Ich glaube an die Kraft Gottes, dass Er mich ruft und mich sendet.

Wie sieht Ihre Arbeit konkret aus?

Ich mache Besuche im Religionsunterricht oder bei Schulprojekttagen, gehe an Universitäten in Seminare und spreche mit Theologie-Studenten über Ökumene. Dann besuche ich auch noch Gemeinden, predige dort und halte Gottesdienst.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Beruf gefragt werden?

Ich bin Pfarrerin.

Was haben Sie zuerst lernen müssen?

Erstens die Sprache, zweitens die Sprache, drittens die Sprache. Bisher lerne ich noch Deutsch.



Yunita Lasut ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Donggala, Indonesien und arbeitet seit 1999 als ökumenische Mitarbeiterin in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Wer profitiert von Ihrer Arbeit?

Ich selbst natürlich durch die ökumenischen Erfahrungen. Dann auch die Gemeinden in Deutschland, denen ich begegne. Und schließlich die Gemeinden in Indonesien, wenn ich später nach Indonesien zurückkehre.

Welches Bibelwort ist Ihnen bei Ihrer Arbeit am wichtigsten geworden?

2. Korinther 4,5: »Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesus willen.«

Hat sich Ihr Verständnis von Mission geändert?

Ja. In Indonesien werden Pfarrerrinnen und Pfarrer als Lehrer angesehen, die alle Sachen kennen. Hier lerne ich mehr als ich lehre. Ich lerne von den Schülern, Konfirmanden und Gemeinden. Ein Missionar ist ein Jünger, der lernt, nicht ein Lehrer, der belehrt.

„Gemeinden helfen, lebendiger zu werden.“

Ben Asare ist Pfarrer der Presbyterian Church of Ghana. Seit 2001 ist er ökumenischer Mitarbeiter der Württembergischen Landeskirche. Im Interview mit Bernhard Dinkelaker beschreibt er, was deutsche Gemeinden von afrikanischen Gemeinden lernen können.

Bernhard Dinkelaker: *Es gibt eine Vielzahl verschiedener afrikanischer Gemeinden in Deutschland. Wie verstehen sie sich und ihre Aufgabe in Deutschland?*

Ben Asare: In Deutschland gibt es viele verschiedene afrikanische Gemeinden: koptisch-orthodoxe Gemeinden aus Ägypten, Gemeinden aus dem Kongo, orthodoxe und evangelische Eritreer, evangelische und charismatische Gemeinden aus Ghana, aus Nigeria. Unser einziges Problem untereinander ist die Sprache, da jedes Land die Sprache der früheren Kolonialmacht spricht. Aber es gibt viele Kontakte in der Zusammenarbeit, und das ist sehr schön. Die Hauptsprache ist dann Deutsch. Für 2004 planen wir zum Beispiel einen Afrikatag. Die afrikanischen Gemeinden haben zwei Aufgaben. Zum einen die Mission unter uns selbst. An einem fremden Ort geschieht leicht ein Identitätsverlust. Zum anderen haben wir die Aufgabe der Mission unter anderen. Matthäus 28 ist für uns wichtig, wir wollen das Evangelium mit anderen teilen. Wir brauchen den Kontakt mit anderen in Europa.

Wie stellen sich afrikanische Gemeinden diese Mission in Europa vor?

Früher wurden viele Kirchen in Afrika von Europa aus gegründet. Der Unterschied zu heute liegt darin, dass afrikanische Christen die christliche und die afrikanische Kultur in der Liturgie verbinden, zum Beispiel durch Tanz, Trommeln und Bewegung im Gottesdienst. Afrikanische Kirchen sind im Unterschied zu Kirchen in Deutschland nicht pfarrerzentriert. In afrikanischen Gemeinden sind alle Gemeindeglieder beteiligt. Jeder Christ hat Gaben des Heiligen Geistes. Die Gaben liegen nicht nur beim Pfarrer. Gott ist ein lebendiger Gott, egal wo wir sind. Die Kirche in Deutschland muss auch in der Liturgie lebendiger werden. Martin Luther und Johannes Calvin haben durch Fasten und Beten die Reformation erreicht. Das war ein dynamischer Vorgang. Wir brauchen heute einen Geist wie bei Martin Luther und Johannes Calvin. Kirche muss sich reformieren, gestern, heute und bis in die Ewigkeit. Mission heißt für uns, dass wir Gemeinden helfen, lebendiger zu werden.



Deutschen Missionaren wurde in der Vergangenheit vorgeworfen, zu wenig Sensibilität für die einheimischen Kulturen mitgebracht zu haben. Wie gelingt es afrikanischen „Missionaren« in Deutschland, den kulturellen Abstand zu überbrücken?

Es hat auch in der Vergangenheit Missionare gegeben, die diese Sensibilität gezeigt haben. In Ghana hat zum Beispiel Andreas Riis mit den traditionellen Autoritäten, mit dem König zusammengearbeitet und hat in Krankheit der einheimischen Naturmedizin vertraut. Viele Missionare haben einheimische Sprachen zu Schriftsprachen gemacht. Das ist für uns wie ein Wunder. Wenn wir von einer Kultur in eine andere kommen, müssen wir zuerst von dieser Kultur lernen. Wir müssen lernen, wie man in der anderen Kultur lebt. Ein ghanaisches Sprichwort sagt: »Ein Fremder

macht keine Fehler.« Das heißt, dass es akzeptiert wird, wenn man Fehler macht, und dass man korrigiert wird. Problematisch wird es, wenn man von niemandem auf Fehler aufmerksam gemacht wird, wenn keiner reagiert. Wenn man ein, zwei Jahre an einem Ort lebt, und niemand redet mit einem, dann wird es gefährlich. Dann wird man leicht zur Zielscheibe des Spottes. Charismatische Kirchen haben besonders Probleme, den kulturellen Abstand zu überbrücken. Viele haben keine Theologen und keine Seelsorger. Sie haben viele Freiwillige mit der Mission im Herzen, aber sie kämpfen oft mit zwei Problemen: Zum einen sind die Gottesdienste sehr lang. Für deutsche Besucher dieser Gottesdienste ist dies schwierig. Zum zweiten ist die Musik, mit Trommeln und mit Tanz, sehr laut. Die meisten Kirchen liegen in Wohngebieten. Viele afrikanische Gemeinden feiern Gottesdienst nachmittags. Dies wird als Ruhestörung empfunden. Deshalb wandern viele Gemeinden von einem Ort zum anderen.

Wie stellst Du dir die Zusammenarbeit zwischen afrikanischen Gemeinden und den deutschen Kirchen in der Mission in Deutschland vor?

Es gibt Gemeinden, wie die der Presbyterian Church of Ghana, die durch das EMS mit den Landeskirchen verbunden sind, zum Beispiel in der Partnerschaftsarbeit, bei Missionsfesten, beim geplanten Afrikatag. Es

gibt aber andere Kirchen, die keine Verbindung mit den Landeskirchen haben. Für die ist es nicht leicht. Das EMS-Afrika-referat und der Oberkirchenrat versuchen, durch den geplanten Afrikatag diese Kirchen einzubinden. Ein positives Beispiel der Zusammenarbeit ist das Landesmissionsfest in Gaildorf gewesen. Wir haben zusammen einen ganzen Tag gestaltet. Meine Präsenz als ökumenischer Mitarbeiter hier ist auch ein Beispiel für Mission heute. In der Vergangenheit waren Basler Missionare in anderen Kirchen tätig. Heute sind Mitglieder dieser Kirchen Mitarbeiter hier.

Was brauchen afrikanische Gemeinden, um ihre Mission in Deutschland ausführen zu können?

Wir brauchen Akzeptanz in verschiedenen Formen und Bereichen. Viele afrikanische Gemeinden haben das Problem, dass sie keinen Raum haben, in dem sie Gottesdienste feiern können. Der Hintergrund ist fehlende Akzeptanz. Wir müssen aber ebenso lernen, leise zu sein. In der Presbyterianischen Gemeinde sind wir sehr dankbar, dass wir am Kräherwald in Stuttgart einen Ort haben. Dann wiederum haben viele Kirchen keine Pfarrer, Theologen oder Seelsorger. Die Ausbildung von Gemeindeleitern ist sehr wichtig. Jones Adimang, der Leiter unserer Gemeinde, hat zum Beispiel über das EMS und den Oberkirchenrat einen Ausbildungskurs angefangen. Das ist sehr positiv.

Kannst Du Beispiele erzählen, wo die Zusammenarbeit in der Mission gelungen ist?

Beim Landesmissionsfest haben Kinder im Kindergottesdienst interessante Fragen gestellt, so zum Beispiel: Wie finden Kinder in Afrika den Gottesdienst? Wir konnten mit den Kindern teilen, was wir in Afrika haben. Als ökumenischer Mitarbeiter mache ich schöne Erfahrungen im Unterricht, vor allem in Dörfern und mit Grundschulern. Oft ist eine Schulstunde zu kurz. In Frauenkreisen machen wir Rollenspiele zur Frage von Gewalt gegen Frauen in Afrika. Daran schließen sich lebendige Diskussionen über die Rolle der Tradition und über Veränderungen an. Dies ist ein Beispiel für »Geben und Nehmen«. In der Partnerschaftsarbeit allerdings brauchen wir mehr Lobbyarbeit für die Mission. Viele Menschen in der Kirche sagen zwar Ja zur Ökumene und meinen die evangelisch-katholische Ökumene, stehen aber der Mission distanziert gegenüber. Über »Mission« zu sprechen, ist deshalb Teil unserer Mission.

Am Anfang war das



Wörter kann man sagen und hören, behalten oder vergessen. Wörter kann man auch aufschreiben und lesen. Dann bleiben sie. So muss das wohl mit dem Wort Gottes sein. Schließlich existiert es von Anfang an. Gott selbst ist nicht nur ein, sondern das Wort – für die Landbevölkerung in Nordnigeria viele Gründe, um lesen zu lernen.

Im Nordosten Nigerias, im staubigen Savannenland, leben viele Menschen überwiegend von dem, was sie auf ihren kleinen Äckern ernten. Die Mehrheit kann nicht lesen. In dieser Region sind Schulen dünn gesät. Hier ist die »Kirche der Geschwister« (EYN) zu Hause, eine junge afrikanische Kirche, die unter anderem aus der Arbeit der Basler Mission hervorgegangen ist. Die kleinen Lehmkirchen sind jeden Sonntag überfüllt, zum Gottesdienst, zur Sonntagschule, zum Chor und zum Bibelkreis. Für viele ist es die einzige Gelegenheit, etwas zu lernen.

Schätzungsweise 90 Prozent der Frauen in den Dörfern sind Analphabetinnen. Deshalb hat die EYN ein Alphabetisierungsprogramm eingerichtet. In der ehemaligen Missionsstation Gavva werden Freiwillige in Intensivkursen ausgebildet, ihrerseits Erwachsene im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Fünf Jahre dauert ein Durchgang. Zuerst müssen die Freiwilligen lernen, einen Bleistift zu halten – gar nicht so einfach, wenn man jahrzehntelang nur mit der Hacke auf dem Feld

gearbeitet hat. Dann wird unterschieden: ein Kreis, ein Strich, ein A, ein B usw. Buchstaben werden zusammengefügt, man kann eine Silbe lesen. Irgendwann wird ein Wort daraus und plötzlich blitzt es in den Augen der Frauen auf. Dann haben sie verstanden, wie Lesen funktioniert und dass sie es selbst können. Sie lesen ihre ersten Wörter, den ersten Satz. Das sind großartige Augenblicke.

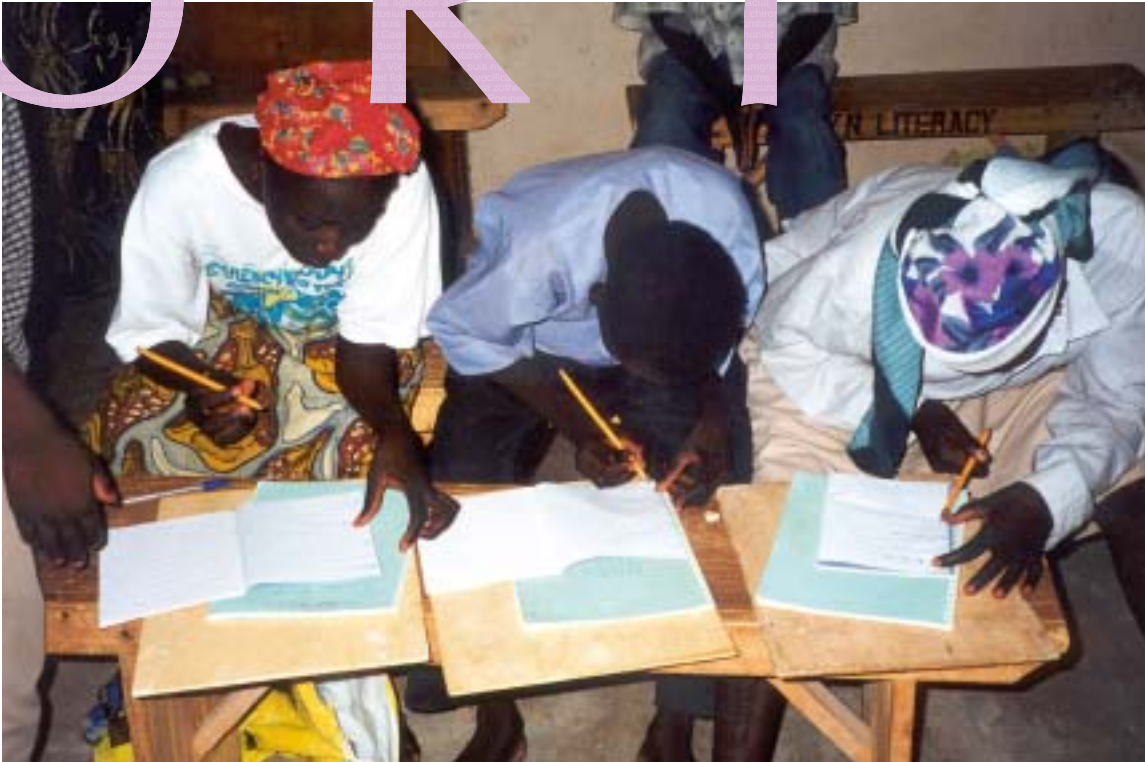
Im dritten Jahr lernen sie etwas Englisch, die Amtssprache in Nigeria. Im vierten Jahr ist Mathematik dran: Grundrechenarten, Benutzung von Taschenrechnern, Kirchrechnungswesen und Basisgeographie, was so viel heißt, dass sie lernen, eine Landkarte zu lesen. Im fünften Jahr schließlich steht Religionsunterricht auf dem Lehrplan. Das Hauptziel der ganzen Anstrengung ist greifbar: Wir lesen gemeinsam die Bibel in Auszügen und versuchen, das Gelesene anzuwenden. Bei der Schöpfungsgeschichte zum Beispiel überlegen wir, welchen Beitrag wir zur Erhaltung der Schöpfung leisten können. Die meisten pflanzen einen kleinen Wald oder etwas Ähnliches. Wir Lehrer

und Lehrerinnen prämiieren die besten Projekte. Wenn wir Heilungsgeschichten lesen, gehen wir die Kranken im Dorf besuchen. Sind wir bei der Pfingstgeschichte angekommen, studieren wir die Kirchengeschichte unserer Gemeinde. Schließlich versuchen die Schüler eine eigene Predigt.

Aus Analphabeten sind unversehens mündige Gemeindeglieder geworden, die in der Gemeinde mitdenken und mitreden können, die auch Verantwortung übernehmen können, z.B. als Kirchrechnerin. Das hat das Erscheinungsbild in den Dörfern und in den Kirchen verändert. Heute sieht man Frauen sonntagmorgens stolz mit einer Bibel in der Hand in die Kirche gehen. Alle verlesenen Texte können sie mitlesen. Manchmal dürfen sie sogar vorlesen. Selbst in den Kirchenvorständen sitzen nun Frauen und entscheiden über die Geschicke der Gemeinde mit.

Inzwischen hat das Programm 1.700 Studierende in fünf Jahrgängen. 80 Prozent sind Frauen. 92 Freiwillige haben die Trainingskurse mittlerweile absolviert und sich verpflichtet, min-

O R T



Das Alphabetisierungsprogramm der Kirche der Geschwister ist vor allem für die Frauen der Landbevölkerung ein Sprungbrett in die Mündigkeit. Foto: mission 21

destens fünf Jahre lang ehrenamtlich zu unterrichten. Jedes Jahr werden 30 neue Klassen eröffnet. Freilich reicht vielen auch das nicht. Schließlich lernen sie nicht lesen, um im Kirchenvorstand zu landen, sondern um das Wort Gottes als befreiende Kraft zu erfahren. Das ist wichtig in einem Umfeld von Geisterglauben und Magie. Deswegen bieten wir nach dem Alphabetisierungsprogramm ein theologisches Fernstudium an. Die letzte Seite im Kursbuch Religion ist das Anmeldeformular dazu. Manchmal melden sich ganze Klassen, die gerade lesen und schreiben gelernt haben, zum Fernstudium an. Auch hier beginnen wir mit einem einfachen Basiskurs. Wer aber alle Stufen durchhält, kann am Ende Pfarrer

werden. Mit A wie Allah, dem hiesigen Wort für Gott, fängt alles Lernen an – möge es so weitergehen, ein Leben lang. Amen!

Renate Ellmenreich ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Zusammen mit ihrem Mann, Gunnar Berndsen, arbeitet sie seit 1999 als ökumenische Mitarbeiterin in der Kirche der Geschwister in Nigeria. Ihre Aufgabe ist die Koordination des Alphabetisierungsprogramms der Kirche.

Wie sehe ich mich als Missionar Jörg Baruth / Seoul

Warum sind Sie ökumenischer Mitarbeiter geworden?

Es gibt Menschen mit Heimweh. Ich gehöre zu denen mit Fernweh, was vielleicht mit meiner DDR-Biographie zu tun hat. Vor der Wende hatte ich Kontakte zur reformierten Kirche in Ungarn, nach der Wende habe ich eine Partnerschaft zwischen dem Kirchenkreis Nauen und dem Stift Goeteborg aufgebaut. Meine Erfahrung ist: es ist gut, über den eigenen Tellerrand hinauszusehen.

Wie sieht Ihre Arbeit konkret aus?

Ich bin seit Anfang 2002 Direktor eines unserer inzwischen fünf Häuser für Arbeitsmigranten. Ich arbeite in der Beratung, habe seit vier Jahren den Bereich der Briefseelsorge für ausländische Inhaftierte aufgebaut, predige, unterrichte in einer Bibelschule für Arbeitsmigranten und arbeite im Institute for Mission and Education der PROK.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Beruf gefragt werden?

Dass ich Pastor bin. Was bleibt mir weiter übrig?

Was haben Sie zuerst lernen müssen?

Natürlich Koreanisch und dabei gleichzeitig, dass meinen Fähigkeiten in einer so fremden Umgebung ganz andere Grenzen gesetzt sind, als ich das aus meiner Arbeit in Deutschland gewohnt war. Beides ist nicht einfach, aber sowohl die Koreanischkenntnisse als auch diese Grenzen sind ausbaubar, wenn man nicht vorzeitig das Handtuch wirft.



Wer profitiert von Ihrer Arbeit?

Zuerst ich selbst, durch eine Fülle von Erfahrungen, die man eben nur hier machen kann. Dann natürlich die Arbeitsmigranten in Korea und hoffentlich auch meine koreanischen Kollegen. Durch meine Mitarbeit im Institute for Mission and Education auch Kinder, Jugendliche und Sonntagsschullehrer der PROK.

Welches Bibelwort ist Ihnen bei Ihrer Arbeit am wichtigsten geworden?

Lev. 19, 33-34. Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.

Hat sich Ihr Verständnis von Mission geändert?

Es ändert sich immer noch. In Korea werde ich oft mit einem sehr konservativen Verständnis von Mission konfrontiert. Die Art und Weise, wie teilweise in den Straßen von Seoul missioniert wird, treibt mich eher aus der Kirche, als dass es mich einlädt. Meine Arbeit hingegen entspricht je zur Hälfte der in einer Nicht-Regierungs-Organisation und der in der kirchlichen Gemeindeführung. Beides gehört zur Mission und ich sehe darin auch die Zukunft der Kirche in Deutschland.



Jörg Baruth ist Pfarrer der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg und ökumenischer Mitarbeiter des EMS in der »Presbyterian Church in the Republic of Korea«.

Wilhelmina Stompies – eine der ersten Xhosa-Christinnen

Ende 2000 führten EMS, mission 21 und die Herrnhuter Brüderunität einen Workshop zur Geschichte der Moravian Church in South Africa durch. Dokumente aus dem 19. Jahrhundert dienten als Diskussionsgrundlage. In den Herrnhuter Nachrichten von 1868 steht viel über eine frühe Xhosa-Christin, Wilhelmina Stompies, geschrieben. Ihre Biographie steht beispielhaft dafür, welchen wichtigen Beitrag die indigene Bevölkerung zur Missionsarbeit geleistet hat.

Wilhelmina Stompies wurde 1788 geboren. Als Kind und junge Frau lebte sie in einer Kolonie von Coenraad de Buys, der gegen die Engländer aufbegehrt hatte und sich dann auf Xhosa Territorium in Western Cap niederließ. Durch ihn lernten viele Xhosa lesen, schreiben und den christlichen Glauben kennen. Wilhelmina träumte davon, einmal an einem »Ort mit Schule« zu leben. Als die Regierung alle Xhosas vertreiben wollte, ging Wilhelmina nach Genadendal, der ersten Missionsstation in Südafrika. Ungeachtet der Tatsache, dass sie Christin geworden war und in Herrnhuter Gemeinschaften lebte, behielt Wilhelmina zeitlebens eine starke Bindung zu ihren ethnischen Wurzeln. Immer wieder äußerte sie den Wunsch, das Evangelium ihren Xhosa-Leuten zugänglich zu machen. Sie unterrichtete Missionarskinder in Xhosa und trug so dazu bei, dass beispielsweise Johann Adolph Bonatz als erster Europäer fließend Xhosa sprechen lernte und später in Shilo mit Xhosas arbeitete. In späteren Jahren trat sie im Gespräch mit Gouverneur Grey als Anwältin für eine Missionsarbeit unter den Xhosa ein.

Leider ist nicht überliefert, welche Elemente des christlichen Glaubens sie als bereichernd empfand. Wir können nur aus den überlieferten Erinnerungen folgern, was ihr daran als mitteilenswert erschien. Als getaufte Christin wurde ihr Leben stark von Herrnhuter Einflüssen geprägt. Jahrelang lebte

sie in Genadendal und ging 1828 nach Shilo. Wilhelmina war nicht nur als Sprachlehrerin tätig, sondern arbeitete auch als Krankenschwester für die Missionarsfamilien. Aus ihrer Wirkungszeit in Shilo ist bekannt, dass sie als Übersetzerin und Interpretin sehr gefragt war. Ihre Übersetzungsar-

Historische, kolorierte Aufnahme: Missionskaufmann in Shilo. Foto: Archiv der Brüder-Unität



beit gestaltete sie als engagierte Vermittlerin zwischen den Kulturen. Nach 15 Jahren Tätigkeit in Shilo wurde Wilhelmina 1843 zur so genannten Nationalhelferin ernannt und gehörte damit zum Kreis der europäischen Missionsmitarbeitenden.

Durch ihre langjährigen Kontakte zu europäischen Missionarsfamilien konnte sie eine ungewöhnlich starke Vermittlungsrolle wahrnehmen: sprachlich, kulturell und insbesondere bei der Lösung von Konflikten. In Konfliktsituationen konnte sie energisch für die Würde der Xhosa eintreten,

auch wenn diese nach christlicher Lesart eigentlich »Heiden« waren und als Viehdiebe verfolgt werden sollten. Damals kamen viele arme Familien nach Shilo, die zu unterschiedlichen und verfeindeten Stämmen gehörten. Fast täglich hatten die Missionare zu schlichten. Wilhelmina wurde als Übersetzerin und Ratgeberin dringend benötigt. In solchen Situationen bewies sie großes Verständnis, Intelligenz, Mut und hatte immer Lösungsansätze zu bieten.

»Zieh deine Leute zurück!« Er erwiderte: »Ich werde das nicht tun, ich habe noch nie vor einem menschlichen Wesen klein beigegeben und fürchte niemanden!« Wilhelmina antwortete daraufhin: »In Ordnung, Du fürchtest keinen Menschen, bedeutet das, dass Du auch den allmächtigen Gott nicht fürchtest, dessen Wort hier gepredigt wird?« »Natürlich, Gott ist der Einzige, den ich fürchte«, sagte der Mann und befahl seinen Leuten, sich zurückzuziehen.

In den Dokumenten wird deutlich, dass Wilhelmina, da sie als Schwarze geboren wurde, Menschen und Situationen in ihrem Land besser einschätzte als die europäischen Missionare. Sie wurde deshalb sehr geachtet, insbesondere von ihren eigenen Leuten. Laut Bonatz war sie sich ihrer Überlegenheit bewusst »und zog ihre Meinung nicht freiwillig zurück.« Bonatz ergänzt, dass sie jedes Mal, ehe sie zum Abendmahl ging, strittige Angelegenheiten vorher sorgfältig durchsprechen wollte.



Historische, koloniale Aufnahme: Gemeindeglieder in Shilo entkörnen Maiskolben mit einer Handmühle. Foto: Archiv der Brüder-Unität

Wilhelmina schien sowohl aus ihrer ethnischen Identität als auch aus ihrem christlichen Glauben Kraft zu schöpfen. Das ließ sie zu einer geachteten Vermittlerin zwischen Sprachen, Kulturen und Konflikten werden. Leider haben wir keine Kenntnisse, an welchen Stellen sie auch Spannungen zwischen diesen unterschiedlichen Identitätsanteilen empfunden haben mag. Deutlich ist aber dokumentiert, dass Wilhelmina als indigene Christin ein im tiefen Sinn verbindendes Missionsverständnis gelebt hat.

So auch an einem Sonntagmorgen, als Mitarbeitende der Missionsstation auf dem Weg zur Abendmahlsfeier waren und plötzlich Kämpfe zwischen tödlich verfeindeten Gruppen ausbrachen. Johann Adolph Bonatz berichtete, dass bereits Waffen eingesetzt wurden, als sie sich dem Kampfplatz näherten. Wilhelmina packte die Hand eines Amagcina Chiefs und sagte:

Johann Adolph Bonatz erinnerte sich noch gut an ihre beeindruckende Ausstrahlung, als Wilhelmina sein Kindermädchen war: »Äußerst lebendig und mit großer Gefühlstiefe erzählte sie uns Kindern sehr gerne von der Liebe, die am Kreuz sichtbar wurde. Wenn sie darüber redete, dann waren gewöhnlich Tränen der Dankbarkeit und Demut in ihren Augen.«

Gabriele Mayer

Wie sehe ich mich als Missionar Kwabena Aboagye / Port Elizabeth

Warum sind Sie ökumenischer Mitarbeiter geworden?

Dass ich Missionar geworden bin, sehe ich als einen Ruf Gottes an, meinen Glauben mit Menschen aus anderen Ländern und Kulturen zu teilen und mein Wissen an meinem neuen Bestimmungsort zur Verfügung zu stellen.

Wie sieht Ihre Arbeit konkret aus?

Manchmal kommt mir meine Arbeit wie die der alten Missionare vor, die in fremden Ländern arbeiteten. Argwohn, Ablehnung und andere Konflikte sehe ich als eine Herausforderung. Letztendlich wird man aber akzeptiert, wenn man durchhält.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Beruf gefragt werden?

Je nachdem, was die jeweilige Person darunter versteht, ist die erste Antwort Christ, dann Geistlicher oder Gottes Diener.

Was haben Sie zuerst lernen müssen?

Meine erste Erfahrung war, dass ich lernen musste, die Leute und die Umgebung, in der ich zu arbeiten begann, zu akzeptieren. Gleichzeitig musste ich ihnen helfen, mich, der ich von außen und aus einer anderen Tradition komme, anzunehmen.



Wer profitiert von Ihrer Arbeit?

Das Leben mit anderen zu teilen, ist immer für alle Seiten von Nutzen: für mich selbst, die Familie und die Leute von der Kirche. Ich bekomme neue Einsichten von meinem neuen Umfeld, so wie sie genauso von mir lernen.

Welches Bibelwort ist Ihnen bei Ihrer Arbeit am wichtigsten geworden?

Da fallen mir gleich mehrere Bibelstellen ein, mit denen ich mich identifizieren kann. So zum Beispiel Gottes Auftrag an Abraham in Gen. 12, 1-3: »Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.« Oder der Auftrag, ein Botschafter Christi zu sein wie in

2. Kor. 5, 20: »So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt. Lasst euch versöhnen mit Gott!«

Hat sich Ihr Verständnis von Mission geändert?

Nicht wirklich. Die Erfahrung hat meine Entschlossenheit und meinen Glauben gekräftigt.



Kwabena Aboagye ist Pfarrer der Presbyterianischen Kirche in Ghana (PCG) und arbeitet seit 2001 als ökumenischer Mitarbeiter des EMS in der Moravian Church in Südafrika.

Samuel Hebich – Der große Menschenfischer

Samuel Hebich ist einer der ersten Indien-Missionare der Basler Mission. Er vertrat die Ansicht, dass ein Evangelist wie ein Fischer zu sein habe. Er müsse Geduld haben und die Gewohnheiten seiner »Fische« studieren. Er solle sie reizen und locken, lernen, wie »Fische« sich bewegen und ihren Bewegungen folgen. Auch müsse ein Evangelist den richtigen Zeitpunkt abwarten und den richtigen »Köder« bei sich haben. Alle diese Fähigkeiten hatte Samuel Hebich in sich vereint. Deswegen wurde der Missionar als »großer Menschenfischer« bezeichnet. In diesem Jahr feiern wir seinen 200. Geburtstag.



Am 29. April 1803 kam Samuel Hebich in Württemberg zur Welt. Bereits als junger Mann zog es ihn ins Ausland. Zwischen 1825 und 1831 machte er mehrere Reisen nach Schweden, Finnland, Petersburg und arbeitete in Moskau für eine Lübecker Handelsfirma. 1831 kam er schließlich an die Basler Missionsschule.

Als einer der ersten Indien-Missionare der Basler Mission reiste er 1834 nach Indien aus.

Sechs Jahre lang arbeitete er in Mangalore und Dharwad, von 1840 bis 1859 in Cannanore. Nachdem er 25 Jahre in Indien gearbeitet hatte, kehrte er im Dezember 1859 nach Europa zurück, wo er in der Schweiz und in Deutschland auf Predigtreisen ging. Im Jahr 1868 starb er im Alter von 65 Jahren in Stuttgart.

Hebich lebte ein abenteuerliches und anekdotenreiches Leben. Er war ein großzügiger Mensch und wollte Jesus nacheifern. In jedem Bereich seines Lebens ließ er sich vom Heiligen Geist leiten. Mit seiner Liebe, seinem Charme und seiner Integrität zog er die Menschen in seinen Bann. Er passte seine Lehrmethoden den Menschen an, denen er etwas beibringen wollte. Er verwendete eine einfache Sprache und einfache Gleichnisse aus dem Alltag der Menschen. Hatte er zum Beispiel mit einfachen Menschen wie den Dalits zu tun, appellierte er an ihre sinnlichen Fähigkeiten und wiederholte seine Geschichten mehrfach. Kam er in ein neues Missionsgebiet, predigte er als erstes das Evangelium in der jeweiligen Landessprache: Kannada und Malayalam.

Doch wirkungsvoller als Hebichs missionarische Methoden war seine enge Gemeinschaft mit Christus, die er nach einem langen Arbeitstag in mehrstündigem Beten während der Nacht aufrechterhielt. Er lebte das Leben eines armen Menschen, wohnte in den ärmlichsten Vierteln; er aß und kleidete sich wie ein armer Mann. Er fastete und kasteite



sich. Die wenigen Stunden, in denen er sich Schlaf gönnte, verbrachte er auf blanken Brettern oder auf dem blanken Fußboden. In jeder Beziehung wollte er so sein wie der leidende Christus. Äußere Ablenkungen, Sorgen und Gefahren taten dieser Liebe zu Christus keinen Abbruch. Sein »Sendungsbewusstsein« machte ihn furchtlos. Er unternahm lange Reisen, bei denen sein Leben ständig gefährdet war. Vor dem Tod hatte er keine Angst. Wenn Freunde ihn abhalten wollten, an gefährliche Orte und zu unbekanntem Menschen zu gehen, entgegnete Hebich: »Wenn ich sterbe, ist es der Wille Gottes, und er wird andere Arbeiter senden.«

Wie vielen Basler Missionaren war auch Hebich das wirtschaftli-

che Auskommen der Menschen immer wichtig. Er versuchte, Kaffee anzubauen. Leider ohne Erfolg. Dann versuchte er, Zucker aus Palmsaft zu gewinnen. Aber auch das stellte sich als unprofitabel heraus. Schließlich meinten die Basler Missionare in Indien, dass industrielle Unternehmen Arbeitsplätze schaffen würden. Die Basler Mission gründete darauf-

hin nicht nur Ziegelfabriken und Spinnereien, sie sorgte auch für Bildung. Hebich veröffentlichte zum Beispiel eine Version

des Buches »Das menschliche Herz« in Malayalam, das bei den Kindern in der Region sehr beliebt war. Außerdem gründete er Schulen, so dass Jungen und Mädchen sowohl eine säkulare als auch eine religiöse Erziehung bekommen konnten. Er legte großen Wert darauf, die Sprachen der Einheimischen zu lernen und die wichtigsten Wahrheiten des Christentums in diese Sprachen zu übersetzen. Er war immer darauf bedacht, dass seine Arbeit von Mitarbeitern und Laien-Helfern vor Ort fortgeführt wurde.

Hebich liebte alle Bevölkerungsschichten und wurde von allen geliebt, von Europäern wie von Asiaten. Er kam mit allen zurecht: mit Seeleuten, Soldaten, Kaufleuten, mit einfachen

Menschen genauso wie mit scharfsinnigen Intellektuellen. Er konnte das Gespräch auf ihrer Ebene beginnen und es auf Gottes Ebene bringen. Sein eigenes Leben war für alle ein leuchtendes Beispiel, so sehr, dass er überall als »der große Menschenfischer« bekannt wurde.

Surya Prakash

Dr. Surya Prakash ist Pfarrer der Kirche von Südindien. Seit 2000 ist er Indienreferent im EMS.

Missionarische Existenz heute

Viele unserer überseeischen Partnerkirchen wachsen und Mission ist dort alltägliches »Geschäft«. Das ist eine Anfrage an die eigene »missionarische Existenz«. Mit zwei Statements aus der weltweiten Kirche und einer Stellungnahme von deutscher Seite sollen diese Texte zur Diskussion anregen.

Der ehemalige Bischof der Württembergischen Landeskirche, Theo Sorg, schreibt in »Vom Glauben sprechen«:

»Für die Kirchen und Gemeinden erwächst als neue Herausforderung die Mission vor der eigenen Haustür. Erst in jüngster Zeit hat die Kirche begonnen, diese Aufgabe neu zu entdecken. Es muss in der Kirche Aktionen geben, in denen die Geh-Struktur der Gemeinde einen zeitgemäßen Ausdruck findet, ob es nun Aktionen wie »Pro Christ« oder »Neu anfangen«, der »Religionsunterricht für Erwachsene« oder einer der neuen Glaubenskurse sind. Alle diese in den letzten Jahren erprobten Glaubenskurse verdienen Unterstützung. Entscheidend wird allerdings sein, ob wir einzelnen Christen bereit und fähig sind, unseren Glauben im Gespräch mit anderen Menschen so zu vertreten, dass sie verstehen können, was wir meinen, und das im Sinne des Jesuswortes:
»Wes des Herz voll ist, des geht der Mund über.« (Mt. 12, 34)

Motoo Nakamichi, Pfarrer der Vereinigten Kirche Christi in Japan, schreibt nach sechsjähriger Mitarbeit in der Württembergischen Landeskirche in seinem Abschlussbericht:

»Es war für mich eine große Überraschung, dass es in deutschen Gemeinden keinen Missionsausschuss gibt. In der japanischen Gemeinde spielt er eine Hauptrolle. Ich frage mich und die Christen in Deutschland, warum es kein Missionsfest mit dem Thema »Deutschland« gibt? Passen Mission und Deutschland nicht mehr zusammen?

Ich glaube nicht, dass die Kirche in Deutschland unmissionarisch ist. Natürlich muss man die alten Missionsvorstellungen beiseite legen und ein neues Bild von Mission ent-

wickeln, das wir heute in Deutschland brauchen. Anders gesagt sind wir hier in Deutschland herausgefordert, Mission in der Bibel neu zu entdecken. Wenn wir diesen Platz finden, wo wir uns mit Mission in Deutschland auseinandersetzen können, dann ist Mission weder eine Einbahnstraße, noch ist sie nur eine Bewegung, mit der man zwischen den Ländern hin und her läuft, sondern eine ökumenische Baustelle, auf der alle Christen gemeinsam arbeiten und ihre Gaben einbringen. Dabei ist es sehr wichtig, mit den Augen ausländischer Christen die Situation der Kirche in Deutschland zu beobachten, damit die Christen ihre eigene Missionsaufgabe in ihrem eigenen Land deutlich sehen können.«

Aus einem Interview mit Pfarrer Soetrisno aus Indonesien, der mehrere Jahre in Deutschland arbeitete:

»Wenn man Mission grundsätzlich ablehnen wollte, würde man, wie Sie hier in Deutschland sagen, das Kind mit dem Bade ausschütten. In der Tat brauchen wir keine Westmission, aber Weltmission brauchen wir heute noch überall. Wir brauchen Gottes Wort als eine Orientierung für unser Leben. Dies ist besonders wichtig in einer Zeit, in der durch Verstädterung, Industrialisierung, kurzum in der Zeit der Säkularisierung, die Menschen in Ghettos gesperrt, einseitig ausgebeutet und vollkommen isoliert werden. Ich denke, alle Christen der Welt haben eine gemeinsame Missionsaufgabe, die darin besteht, die entwurzelten und verunsicherten Menschen an das Wort Gottes heranzuführen.«

Fragen zur Weiterarbeit:

»Alle Christen in der Welt haben eine gemeinsame Missionsaufgabe.«

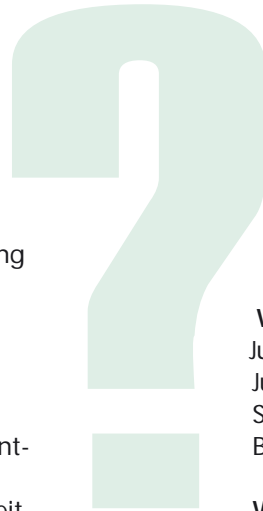
4 Wie nehmen wir diesen Auftrag im Personalaustausch und in den verschiedenen Formen von Partnerschaft wahr?

4 Wozu brauchen Kirchen heute noch Missionarinnen und Missionare?

4 Gibt es in diesen Texten Anregungen für missionarische Initiativen, die wir in unseren Gemeinden oder ökumenischen Gruppen aufgreifen können?

Anmerkung: Grundlage dieses Diskussionsangebotes ist eine Arbeitshilfe, die ein Kreis in Mission und Ökumene theologisch Engagierter der Badischen Landeskirche erstellt hat.

Wie sehe ich mich als Missionar Markus Häfele / Khartoum



Warum sind Sie ökumenischer Mitarbeiter geworden?

Wir wurden von einer ökumenischen Mitarbeiterin darauf angesprochen. Gott ging mit uns einen langen Weg, den wir als Berufung gedeutet haben.

Wie sieht Ihre Arbeit konkret aus?

Ich führe mit sudanesischen Kollegen Mitarbeiterschulungen durch. Wir sind verantwortlich für Planung, Ausführung und Monitoring von Projekten in der Jugendarbeit. Ich werde stark als Communicator zwischen Kirche und mission 21 in Anspruch genommen.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Beruf gefragt werden?

Je nach dem, wer mich in welcher Sprache fragt: Diakon, Missionar, Fraternal Worker, Ökumenischer Mitarbeiter (eher selten), Sozialarbeiter, Lehrer, vergleichbar mit einem Pfarrer für die Jugend.

Was haben Sie zuerst lernen müssen?

Arabisch und dass man sich im Sudan,

wenn man miteinander lacht, die Hände schüttelt. Dann aber auch, dass wir oft nicht mehr leisten können, als einfach da zu sein.

Wer profitiert von Ihrer Arbeit?

Jugendliche einzelner Gemeinden, die Jugendorganisation PYAS, die Kirchenleitung, Straßenkinder, die arme, unterernährte Bevölkerung am Stadtrand von Khartoum.

Welches Bibelwort ist Ihnen bei Ihrer Arbeit am wichtigsten geworden?

»Ihr seid teuer erkaufte, werdet nicht der Menschen Knechte.« (1. Kor. 7, 23)

»Suchet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch alles andere zufallen.« (Mt. 6, 33)

Hat sich Ihr Verständnis von Mission geändert?

Sicher sehe ich Mission inzwischen weniger idealistisch. Das hängt mit vielen Enttäuschungen zusammen. Es fällt mir schwerer als erwartet, das Leben mit Menschen aus einer ganz anderen Kultur zu teilen.



Markus Häfele ist seit 1998 als ökumenischer Mitarbeiter der BMDZ im Sudan tätig.

Freiwillige und ihre Erfahrungen

Jedes Jahr reisen über das EMS rund 40 junge Leute in Partnerländer, wo sie mindestens sechs Monate in Projekten mitarbeiten. Meike Sahling hat Rundbriefe von Freiwilligen der vergangenen Jahrgänge durchgesehen und Zitate der jungen Menschen herausgesucht.

» Elke Breitmayer, Japan, 2001/02

Seit fast sechs Wochen bin ich nun in Japan, im Land der Sushi und des Soba, der Samurai und der Ninja, des grünen Tees und der Taschencomputer. Das Leben hier erfordert viel Geduld, Toleranz und Rücksichtnahme. Und die Bereitschaft, den anderen kennen zu lernen und als Menschen zu akzeptieren ohne auf Hautfarbe, Religion, Nationalität oder Stammeszugehörigkeit zu achten. «

» Cornelia Hole, Südkorea, 2002/03

Die Arbeit in den Organisationen bedeutete für uns weiterhin einmal die Woche den Besuch bei einer körperlich behinderten Frau, was mir persönlich am eindrucklichsten war. Dieser freudestrahlende Empfang jede Woche, obwohl die Verständigung aufgrund der Sprachbarriere nicht immer einfach war, diese Freude über die allerkleinsten Dinge, da kann man als gestresster »post-moderner Mensch«, der von einem Event zum nächsten rennt, echt lernen. «

» Intan Grace aus Indonesien in Deutschland, 2002/03

Als ich erfuhr, dass ich sechs Monate lang in Deutschland in einem Kindergarten arbeiten sollte, habe ich ohne zu zögern meine Bewerbung eingereicht. Ich weiß nicht, warum ich damals das Gefühl hatte, dass Gott mir diese Gelegenheit bietet. Denn schon lange träumte ich davon, einmal die Welt westlicher Kinder zu erleben und kennen zu lernen. Es gibt ein Sprichwort, das sagt: »Der Gemüsesetzling, den du sehr gern magst, der kommt sicher auch auf deinen Teller«. Jedenfalls erfuhr ich, dass ich den Aufnahmetest und das Aufnahmegespräch bei der Frauenarbeit der Toraja-Kirche bestanden habe. Von da an habe ich unablässig Gott gedankt, dass mein Traum wahr werden sollte. «

» Louise Abele, Indonesien, 2000/01

Hier habe ich erst das »richtige« indonesische Leben kennen gelernt, und nicht nur das Oberflächliche. Ich weiß nun, wie ein normaler Schulalltag für ein indonesisches Kind aussieht, weiß, wie und wo man sich ein Kleid schneiden lässt, hab gesehen, wie 20 Kinder es schaffen, gemeinsam einen Hühnerstall zu bauen, habe einer Deutschstudentin beim Übersetzen von Berthold Brechts Gedichten geholfen. «

» Ulrike Maier, Südafrika, 2000/01

Man stelle sich vor: eine Mittagsrast in den Drakensbergen, an einem kleinen Fluss, Brötchen mit Marmelade und Käse und die Frage: In welche Richtung schaust Du lieber, in die, von der der Fluss herkommt oder in die, wohin er strömt? Meine Antwort war nach kurzem Nachdenken, dass ich doch eher hinschaue, woher das Wasser kommt. Und wie ist es heute bei mir? Hat sich da etwas geändert? Diese Frage und dieser Spruch begleiten mich gerade: Man soll loslassen, was man doch nicht behalten kann, um zu gewinnen, was man nicht verlieren darf. «

» Anita Hepsibah aus Indien in Deutschland, 2002/03

Die großen, leeren Kirchen, der Unterschied, katholisch oder evangelisch zu sein, die Haltung von Menschen gegenüber Fremden oder Ausländern, haben mir geholfen, Deutschland als ein »christliches« Land mit seinem historischen Hintergrund besser zu verstehen – gerade im Kontrast zu meinem Land, in dem Christ sein eine andere Bedeutung hat und eine andere Herausforderung ist. «

» Steffen Brenner, Ghana 2000/01

Für mich waren diese Monate in Ghana wirklich die Abwechslung und Alternative, nach der ich mich gesehnt hatte. Ich bin sehr froh und glücklich über die Zeit dort, über all die Erfahrungen, Freundschaften und Begegnungen. Und es war auch eine Zeit des Lernens: ich konnte und durfte viel im medizinischen Bereich durchführen und habe erneut Motivation fürs Studium; aber auch was Zwischenmenschliches, Lebenseinstellung und Denkweisen angeht, musste in mir vieles revidiert und neu aufgebaut werden. «

» Debora Frank, Indien 2001/02

J wie Jesus: Jesus ist auch hier in Indien der Gleiche! Es ist gut, zu wissen, dass mein bester Freund auch hier in Nagalapuram bei mir ist. «

Ökumenisches Freiwilligenprogramm des EMS

Das Ökumenische Freiwilligenprogramm (ÖFP) organisiert den Austausch von jungen Erwachsenen in den EMS-Mitglieds- und Partnerkirchen. Für sechs bis zwölf Monate können Freiwillige aus Deutschland in Indien, Indonesien, Korea, Japan, Jordanien, Libanon, Südafrika, Ghana und Guatemala mitarbeiten. Das ÖFP vermittelt auch junge Erwachsene aus den Partnerkirchen in die deutschen Mitgliedskirchen und im Süd-Süd-Austausch Freiwillige aus Partnerkirchen in Partnerkirchen.

4 Mehr Informationen im Internet bei: www.ems-online.org

4 Ökumenisches Freiwilligenprogramm, EMS, Vogelsangstr. 62, 70197 Stuttgart

4 Birgit Grobe-Slopianka, Tel. 0711/63678-51, E-Mail: gro.slo@ems-online.org

4 Bärbel Nickel, Tel. 0711/63678-22, E-Mail: nickel@ems-online.org

4 Meike Sahling, Tel. 0711/63678-87 E-Mail: sahling@ems-online.org

Wie sehe ich mich als Missionarin Susanne Kreh / Khirbet Kanafar



Warum sind Sie ausgereist?

Der Reiz, aus einem angenehmen, geregelten Leben heraus aufzubrechen, etwas ganz Neues zu erleben, in eine fremde Kultur eintauchen zu können, und aus Überzeugung, etwas bewegen zu können, war schon immer da.

Wie sieht Ihre Arbeit aus?

Ich sehe mich als »mitausreisende Ehefrau« als Bindeglied der Kulturen. Daneben erfülle ich die ganz normalen alltäglichen Hausfrauenpflichten und unterrichte unsere Kinder mit dem Programm der Deutschen Fernschule.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Beruf gefragt werden?

Familienmanagerin – mein Beruf, Diplom-Betriebswirtin, spielt hier keine Rolle.

Was haben Sie zuerst lernen müssen?

Geduld, einen Gang zurückschalten, viel hören, sehen – aufnehmen.

Wer profitiert von Ihrer Arbeit?

Die Familien, mit denen wir Kontakte pflegen. Ich hoffe aber auch, dass darüber hinaus in Deutschland Familie, Freunde und Kirchengemeinden profitieren, die ich gerne über unsere Erfahrungen auf dem Laufenden halte.

Ich hoffe, dadurch entwickelt sich ein kleines »Schneeballsystem« für mehr Verständnis unter den Kulturen.

Welches Bibelwort ist Ihnen bei Ihrer Arbeit am wichtigsten geworden?

Psalm 121, der auch an unserem Aussendungsgottesdienst eine tragende Rolle gespielt hat: »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt... Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht... Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.«

Hat sich Ihr Verständnis von Mission geändert?

Ich habe dazu viel in unserem Vorbereitungskurs in Basel gelernt. »Mission« hatte für mich, auf schwäbisch gesagt, ein »negatives G'schmäcke« im Sinne von »jemandem anderen meine Meinung aufdrücken« – eben missionieren. Heute sehe ich mehr die eigentliche Bedeutung des lateinischen Wortes »Aufgabe, Sendung, Einsatz«.



Susanne Kreh lebt seit Anfang 2003 im Libanon, wo ihr Mann als ökumenischer Mitarbeiter an der Johann-Ludwig-Schneller Schule tätig ist.

Christus in Indonesien

Generationen von Missionarinnen und Missionaren haben ihr Bild von Christus nach Indonesien gebracht. Was haben die Menschen davon begriffen? Damals und heute? Was begreifen wir von ihm?



In ihrem Gemälde vom »Eckstein« hat die Künstlerin Bilaningsih vieles untergebracht an Gleichzeitig-Ungleichzeitigem. Vieles schwingt mit: Vergangenes, das nicht vergeht, Gegenwärtiges, das in der Vergangenheit wurzelt, Zukünftiges, das in die Gegenwart wirkt. Unerschütterlich ragt der »Eckstein«, der zugleich die Kirche ist, die auf ihm gründet, wie ein Fels in der Brandung. Wer weiß, ob manche daran schon zerschmettert sind? Wer weiß, wie viele in seinem Schutz Rettung fanden und noch finden werden? Menschen sind in unaufhaltsamer Bewegung hin auf diesen »Eckstein«, der zugleich der Gekreuzigte ist – Jesus der Christus, der für die Schuld der Menschheit und zu ihrem Heil starb. Sein Bild wirkt wie eine Videoprojektion auf der Außenwand des Kirchenschiffs, fern und doch zugleich gegenwärtig nah für die Menschen, die sich von ihm einladen lassen. »Kommt, denn es ist alles bereit, schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist!« Im Abendmahl hat Jesus ein Gedächtnis seines Opfers gestiftet.

Das Abendmahl darf darum auf diesem Bild nicht fehlen. Es ist oberhalb des Kreuzes dargestellt. Was damals war, wird vergegenwärtigt, jedes Mal, wenn Menschen sich um Brot und Wein versammeln, überall auf der Welt, gestern, heute, morgen.

Bilaningsih, die sich in ihrer Kunst mit dem Aufeinanderwirken von Menschen, Tieren und Pflanzen auseinandersetzt, hat die Kreatur, die auf Erlösung wartet, mit einbezogen, durch die entflamnten Bäume und den zarten Schmetterling. Innen ist außen und Außen ist innen, das Vertraute ist fremd, das Fremde ist vertraut und alles ist gleichzeitig. Für Menschen in Indonesien sind das keine Gegensätze, sondern Ausdruck ihres Lebensgefühls. Dem ist dieses Kunstwerk verpflichtet.

Klaus Zöller

Das Eigene und das Fremde

»Fremd ist der Fremde

Auf die Frage, was ist ein Fremder, antwortet Karl Valentin mit: »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.« Und Max Frisch sagt: »Das Fremdeste was man Erleben kann, ist, das Eigene einmal von außen zu betrachten.« Die Auseinandersetzung mit der Fremdheit ist eine zentrale Herausforderung für uns als Missionswerk. Es geht um die Begegnung mit dem Fremden und die neue Sichtweise auf das Eigene.

Wir lebten bereits einige Jahre zusammen mit indonesischen Studenten in Kendari. Als ich nach einer Reise zurückkam, war die Glastür im Schrank kaputt. Voll Ärger fragte ich die Studenten, wer die Tür kaputt gemacht habe. Jeder sagte, dass er es nicht wisse. Es war klar, dass einer von ihnen es gewesen sein musste. Ich war enttäuscht, dass sie mir gegenüber nicht aufrichtig waren. Schließlich lebten wir schon lange zusammen im Haus und hatten eine vertrauensvolle Beziehung zueinander aufgebaut. Je mehr ich nachfragte, desto mehr wichen die Studenten aus, verweigerten den Kontakt mit mir und kamen nicht mehr zu den gemeinsamen Mahlzeiten. Für mich war die Schuldfrage eine Frage der Wahrhaftigkeit und der Ehrlichkeit. Der unausgesprochene Konflikt und die wechselseitige Enttäuschung zog sich über mehrere Tage hin.

Schließlich besprach ich das Ganze mit einer Freundin, die mir die Augen öffnete. In Indonesien gilt es als Bloßstellung, wenn man einen anderen direkt mit seinen Fehlern konfrontiert. Der Betroffene wird verletzt und gekränkt sein, aber er wird sich das nicht anmerken lassen. Meine direkte Frage hatte unsere Beziehung und damit die Harmonie zwischen uns gestört. Die Erhaltung der Harmonie ist wichtiger als die Klärung der Schuldfrage. Deshalb sollten Situationen, auf die man mit »Ich war das nicht« antworten müsste, möglichst vermieden werden. Meine Freundin sagte mir, dass es andere Möglichkeiten gäbe, sein Missfallen auszudrücken, ohne den anderen bloßzustellen. Doch mir als Ausländerin ständen die sicher nicht zur Verfügung. Mir wurde deutlich, dass ich auch nach einigen Jahren eine Fremde war und vieles nicht verstand.

Die Auseinandersetzung mit der Fremdheit ist eine zentrale Herausforderung für uns als Missionswerk. Es geht um die Begegnung mit dem Fremden und eine neue Sichtweise auf das Eigene. Dies erleben wir auf vielfältige Weise bei Partnerschaftsbesuchen, bei der Zusammenarbeit im Missionsrat und in besonderer Weise beim Austausch von ökumenischen Mitarbeitenden und Freiwilligen. Alle, die sich in den Austausch begeben, lassen sich auf die Auseinandersetzung zwischen dem Eigenen und dem Fremden ein. Dabei sind das Eigene und das Fremde ambivalent. Das Vertraute ist berechenbar und gibt Sicherheit. Andererseits engt es aber auch ein und kann die Luft

nur in der Fremde«

zum Atmen nehmen. Das Fremde dagegen stellt Eigenes in Frage, verunsichert und wirkt bedrohlich. Gleichzeitig weckt es aber auch die Neugier und lockt mit bisher unbekanntem Möglichkeiten des Erlebens.

Was heißt dies für ökumenische Mitarbeitende? Auf der einen Seite erleben sie Gastfreundschaft, Gemeinschaft und ein Gefordertsein durch eine sinnvolle Aufgabe in der kulturübergreifenden weltweiten Kirche, wie dies für viele im heimatlichen Kontext kaum möglich wäre. Gleichzeitig werden sie aber mit einem hohen Maß an Fremdheit konfrontiert. Die Werte und Rollenverständnisse in einer anderen Kultur können zum Teil kognitiv verstanden, emotional aber nicht nachvollzogen werden. Dies lässt ein Gefühl von Fremdheit und Einsamkeit zurück. Trotz langjähriger Dazugehörigkeit bleibt man Gast, bleibt man Fremder. Die Werte und Prägungen des ökumenischen Mitarbeitenden können von den anderen noch weniger verstanden werden als der Mitarbeitende sie verstehen kann. Dies macht verletzlich und verwundbar. Fremdheitserfahrungen sind Grenzerfahrungen.

Ein erster Schritt im Umgang mit der Fremdheit ist, diese zu akzeptieren ebenso wie die damit verbundenen Schmerzen. In der biblischen Tradition sind Grenzerfahrungen häufig mit Wüstenerfahrungen verbunden. Sie sind schmerzlich und oft bis an den Rand der Kräfte belastend. Doch liegt in ihnen auch eine große Chance. Eine Chance für die ökumenischen Mitarbeitenden, sich, ihre eigene Gesellschaft und ihre Kirche neu zu sehen und zu verändern. Die Wüstenerfahrung ist wichtig, um bescheidener in seiner Bewertung und Beurteilung zu werden. Eingestandene Schwäche ermöglicht neue Beziehungen, gerade im Nord-Südaustausch. Für die empfangende Kirche ist es wichtig, die Möglichkeit des Blicks von außen zu bekommen. Dafür bedarf es auf beiden Seiten der Bereitschaft, Verletzlichkeit zuzulassen, sie nicht zu verdrängen oder zu kompensieren. Dort, wo sie zugelassen wird, kann Neues entstehen.

Die Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Fremden wird für das EMS im Personalaustausch am tiefsten erlebt. Doch was ist nötig, damit dies für alle Beteiligten fruchtbar wird? Es braucht eine gute Vorbereitung der Ausreisenden und der empfangenden Institution. Wichtig ist, dass alle ein Gespür dafür bekommen, was Fremdheit heißt und welche Konflikte dies mit sich bringt. Die Reflexion der eigenen Werte ist wichtig, damit der Konflikt mit den Werten der anderen Kultur wirklich verstanden wird. Während des Aufenthaltes braucht es Begleitung, damit Erlebtes immer wieder reflektiert werden kann. Eine tiefe spirituelle Verwurzelung hilft in den Wüstenerfahrungen.

Hiltraut Link

Im Dialog von anderen Religionen lernen?

Können Christen von anderen Religionen lernen? Heute mag das mancher in Frage stellen. Haben wir nicht mit dem abendländischen Christentum sozusagen die »Wahrheit gepachtet« und die weltweite »Standardform« des Christentums geschaffen? In der Vergangenheit war das anders. Von der frühen Kirchengeschichte an haben Christen wichtige Anleihen bei der Kultur, Religion und Philosophie Griechenlands oder Italiens gemacht. Christliche Missionare übernahmen von den Germanen zum Beispiel das Sonnwendfest und ein Fruchtbarkeitsfest, aus denen Weihnachten und Ostern wurden – Feste, die heute als typisch christlich gelten.

Es stellt sich die Frage: Ist das europäische Christentum eine abgeschlossene Größe, oder befindet es sich immer noch, oder wieder, in einem Prozess? Letzteres ist zu bejahen. Die neue multireligiöse Situation in Europa, die religiös und kulturell pluralistische Gesellschaft, beeinflusst Christen und fordert die Kirche heraus. Umfragen zufolge sollen inzwischen mehr Christen an die Reinkarnation glauben als an die Auferstehung der Toten. Die Frage ist also nicht, ob Christen von anderen Religionen lernen können oder sollen – sie taten und tun es in Geschichte und Gegenwart – die Frage ist

vielmehr, wie dies geschehen kann. Hierbei können uns Christen und Kirchen anderer Länder behilflich sein.

Center for the Study of Japanese Religions« in Kyoto. Studierende der Theologie, Religionspädagogik, Religionswissenschaft oder




Martin Repp (links) mit zwei Studierenden des NCC Centers in Kyoto und einem buddhistischen Mönch. Foto: Repp

Das EMS pflegt zum Beispiel enge ökumenische Kontakte mit Japan. Die japanischen Kirchen wirken seit mehr als hundert Jahren in einer religiös pluralistischen Welt, während wir in Europa uns erst langsam an diese neuartige Situation gewöhnen müssen. Daher initiierte das EMS mit der Hilfe der japanischen Kirche das »Interreligious Studies in Japan Program« am »NCC

der Japanologie können hier solide Kenntnisse der japanischen Religionen erhalten, Erfahrungen bei interreligiösen Begegnungen machen und dies alles theologisch reflektieren.

Für das Studium der Religionen ist Japan ein besonders interessantes Land. Hier finden sich Naturreligionen wie Shinto, universale Religionen wie



Buddhismus und Christentum, sowie Neureligionen. Von ihnen allen kann man lernen. Für moderne Menschen ist Shinto wohl am schwersten zu begreifen. Doch weil wir von der Natur so entfremdet sind, hat dies eine besondere Bedeutung. Traditioneller Shinto ist eine Naturreligion, in der es um das Bewahren der vitalen Naturkräfte geht. Wenn wir im Supermarkt einkaufen, übersehen wir, dass das Fleisch von Tieren stammt, die getötet wurden, damit wir leben können. Das Gleiche gilt für Gemüse. Wir leben auf Kosten anderer Lebewesen, und damit geschieht tiefes Unrecht. Aus diesem Grunde spielt das Opfer im Shinto eine wichtige Rolle. Sein tiefer Sinn ist die Stellvertretung: Für das Töten von Lebewesen müsste eigentlich ich sterben. Die Opfergabe dient daher als Stellvertretung für mich. Bei uns europäischen Christen ist das Bewusstsein um dieses elementare Geheimnis weitgehend verloren gegangen, ein schwaches Überbleibsel ist vielleicht noch das Tischgebet. Albert Schweitzer nannte diese Haltung die »Ehrfurcht vor dem Lebendigen«.

Der Buddhismus, vor allem Zen, ist in Europa sehr populär. Im Gegensatz zur rationalen Aneignung des Glaubens wie im Protestantismus ist für viele die körperliche Meditationsübung attraktiv. Dadurch erhofft man, religiöse Erfahrungen zu machen.

Interreligiöse Studienprogramme in Nahost und Ostasien

In einer Zeit, in der vom »Kampf der Kulturen« gesprochen wird und Religion in politisch-sozialen Konflikten instrumentalisiert wird, ist der Erwerb von Kompetenzen im Blick auf den interreligiösen Dialog mehr denn je eine Notwendigkeit. Das EMS gibt jungen Menschen die Möglichkeit, durch einen Studienaufenthalt in Japan oder im Libanon solche Kompetenzen zu erwerben.

4 In Japan bietet das renommierte »NCC Center for the Study of Japanese Religions« die Möglichkeit für ein **»Kontaktstudium in Japan«**. Das Institut bietet die Möglichkeit, in einem interreligiösen Umfeld Erfahrungen zu sammeln. Studieninhalte sind: japanischer Buddhismus, Shinto, »folk religion«, japanische Neureligionen, japanisches Christentum (Geschichte und Gegenwart), Theologie der Religionen.

4 Das Programm **»Studium im Mittleren Osten«** gibt Studierenden die Möglichkeit, ein ökumenisches Studienjahr an der »Near East School of Theology« (NEST) in Beirut, Libanon, zu verbringen. Das Ziel des Studienjahres an der NEST ist, das Kennenlernen von Kirchen im Mittleren Osten zu fördern, um eine ökumenische Kompetenz und Befähigung für den interreligiösen und interkulturellen Dialog zu erwerben.

4 Nähere Informationen zu den beiden Programmen im Internet: www.ems-online.org, Rubrik Ökumenisches Lernen; Faltblätter können in den EMS-Verbindungsreferaten Nahost (Tel.: 0711/ 63 678-39 Johanna Hagen) bzw. Ostasien (Tel.: 0711/ 63 678-31 Gisela Köllner) angefordert werden.

Das Wichtigste am Zen ist meines Erachtens die Übung des innerlichen Loslassens von Dingen, die uns beschäftigen und binden. Das ständige Üben des Loslassens hat Gelassenheit oder Selbst-Losigkeit zur Folge. Es ist nichts anderes als das ständige Tragen des Kreuzes oder die tägliche Taufe des Ego, von der Luther sprach.

Der protestantische Religionsphilosoph Muto Kazuo sagte mir einmal nach einem Studienaufenthalt an einer deutschen Universität, die Theologen hier würden sich durch Rechthaberei nur »ständig selbst behaupten« – Gelassenheit hingegen, möchte ich anfügen, bringt die »herrliche Freiheit« von Christen hervor.

Von japanischen Neureligionen schließlich können wir die große Flexibilität und Adaptionsfähigkeit an neue Situationen lernen. Ich denke, dass sie manche Anregung für Gemeinden und Kirchen in Europa geben, die Schwierigkeiten haben, auf tiefgreifende Veränderungen der Gesellschaft angemessen zu reagieren.

Wenn wir von hier aus nochmals den Blick auf diese drei »Lernfelder« von Shinto, Buddhismus und Neureligionen werfen, fällt ein Leitfaden auf: das Gegenüber von »Selbstbehauptung« und »Gelassenheit«. Könnte es nicht sein, dass wir europäischen Christen unsere Identität durch Selbstbehauptung zu gewinnen bzw. zu be-



*Buddha-Statue in Nara, Japan
Foto: Schmidlin*

wahren suchen? Mit anderen Worten: Haben wir vielleicht die paradoxe Wahrheit aus dem Blick verloren, dass echte christliche Identität durch »Loslassen« des Ego (auch des institutionellen) gewonnen wird? Ist dies nicht der Sinn der Worte Jesu, dass »wer sein Leben verliert, es gewinnen wird«?

Martin Repp

Dr. Martin Repp ist Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Seit 1988 arbeitet er als ökumenischer Mitarbeiter des EMS am Zentrum für das Studium japanischer Religionen des Nationalen Kirchenrates Japans in Kyoto, Japan.

Christus in Korea

Der Maler des Bildes KIM Bong Jun hat sich intensiv mit der Zeit der japanischen Kolonialherrschaft beschäftigt. Damals haben sich viele Christinnen und Christen für die Unabhängigkeit eingesetzt und wurden deswegen verfolgt.



Auf einigen seiner Bilder hat der Maler deshalb die Kreuzigungsszene in die Zeit dieser Kolonialherrschaft versetzt. Spuren davon sind auch auf diesem Bild zu erkennen. Die japanische Flagge zeigt eine rote Sonne auf weißem Grund. Das japanische Kaiserhaus leitet sich ursprünglich direkt von der Sonnengöttin Amaterasu ab. Dass die Sonne mit dem Gekreuzigten verbunden ist, bedeutet, dass nicht das Kaiserhaus und die japanischen Herren für uns maßgebend sind, sondern der leidende und auferstandene Christus selbst. Zugleich ist in diesem Bild noch eine weitere Perspektive verschränkt. Gemalt wurde es Anfang der 80er Jahre, nachdem durch einen Militärputsch wieder ein General die Macht übernommen hatte. Das Bild ist eine Aufforderung zum Widerstand, zum Protest für das Leben und die Freiheit.

Lutz Drescher

Überraschende Entdeckungen – Die Bibel in Korea gelesen

»Wir sind Gottes Kunstwerk.« So steht es in der Bibel, zumindest in der koreanischen Übersetzung. Ein wunderbarer Gedanke: Der Mensch als Kunstwerk. Welche Folgen hätte es, wenn wir uns selbst und andere als Kunstwerke sehen? Wie achtsam geht man mit Kunstwerken um! Wir würden aufeinander achten, alles Töten und Zerstören hätte ein Ende.

» Wir sind Gottes Kunstwerk«, so ist es in der Bibel zu lesen. Schlägt man allerdings ein deutsches Bibellexikon auf, sucht man vergeblich unter dem Stichwort »Kunstwerk«. Dieses Wort »Jakpum – Kunstwerk« findet sich in der koreanischen Version. In der Lutherbibel steht einfach nur »Wir sind sein Werk« (Eph.2,10).

Dies ist eines von vielen Beispielen, wie in einer anderen Sprache und in einem anderen Kontext Worte ganz neu zum Klingen kommen. »Ich habe Dich erlöst, ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, du bist mein« (Jes.43,1). Ein zutiefst vertrauter Text. Wie befreiend die dahinterstehende Botschaft ist, erfahren wir, wenn wir uns bewusst machen, wie die Lage von Frauen war, als vor 120 Jahren die ersten amerikanischen und kanadischen Missionare nach Korea kamen. Sie hatten buchstäblich keinen eigenen Namen und damit auch keine eigene Identität. Ihre Identität war immer abgeleitet von der eines Mannes. Als Kind waren sie zum Beispiel die »Tochter von Herrn Park«, als Verheiratete die »Frau von Herrn Kim« und

wenn sie einen Sohn gebären, wurden sie zur »Mutter von Jong-Whan«. So wurden sie vorgestellt und gerufen. Können wir nachempfinden, wie diese Frauen diesen Text gehört haben: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen«? Plötzlich

haben sie gespürt, dass sie eine eigenständige Persönlichkeit mit einer unverwechselbaren Identität sind. Kein Wunder, dass bis heute 70 Prozent der zehn Millionen Menschen in Korea, die einer Kirche angehören, Frauen sind.



Beim Bibelstudium

Foto: EMS / Lutz Drescher

Im selben Jesaja-Text heißt es in Vers 7 bei Luther: »Ich habe dich wert geachtet«. Im Koreanischen steht hier das Wort »Bopaeropda«. »Bopae« meint die kleinen und großen Schätze, die ein Mensch besitzt. Auch das regt die Phantasie an. Wie gehen wir mit Schätzen um? Wir achten darauf, dass sie nicht verloren gehen. Und wenn wir uns bewusst machen, in welcher Situation jemand zu einem anderen »Du bist mein Schatz« sagt, dann beginnen wir ganz neu, die Zärtlichkeit Gottes zu ahnen.

Einen besonderen Zugang zu manchen Worten eröffnen die chinesischen Zeichen, die voller Bilder stecken. Uns im Westen fiel es zu Beginn des konziliaren Prozesses nicht leicht, Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung als eng miteinander verwobene Dimensionen einer für alle Menschen zukunftsfähigen Entwicklung zu verstehen. Menschen in Korea haben es leichter. Im Zeichen für Frieden »Pyongwha« finden sich die Zeichen für wachsendes Getreide, das auf viele Münder verteilt wird.

»Gott ist ein Bauer.« Auch diese seltsam klingende Formulierung findet sich in der koreanischen Bibel. Im Deutschen ist an dieser Stelle in Joh.15,1 vornehmer von einem »Weingärtner« die Rede. Aber es war gerade diese gleichsam »ungeschminkte« Sprache, welche die Mitglieder einer Landgemeinde angesprochen



Ein koreanischer Junge mit Bibel

Foto: EMS / Lutz Drescher

hat. In einem konfuzianistisch geprägten Land wie Korea werden Gelehrte hochgeachtet. Auf Bauern allerdings und auf alle, die mit ihren Händen arbeiten, wird herabgeschaut. Sie werden als Menschen zweiter Klasse behandelt. Wenn wir uns in die Lage dieser Bauern versetzen, ist es leicht nachzuvollziehen, wie tröstlich und ermutigend diese biblische Botschaft ist. Jesus

spricht in menschlichen Bildern von Gott und so vermittelt sich seine Nähe. Wo Gott nahe kommt, richten sich die Gebeugten auf.

Lutz Drescher

„Maranata“ oder die Kunst, an einen Herrn zu glauben

Der große schwere Mann im weißen Hemd mit Krawatte kommt immer näher. Seine Hände glänzen ölig. Nun ist er bei mir und schaut mich direkt an. Beseelt brüllt er mir »Maranata!« ins Gesicht. »Unser Herr kommt!« Im Vorübergehen salbt er meine Stirn üppig mit Öl. Dann ist er schon bei meinem Nachbarn, ruft wieder »Maranata!«, salbt ihn und hastet weiter. Schließlich verliert er sich zwischen den vielen zuckenden und betenden Menschen im Saal. Verschämt wische ich mir ein wenig von dem vielen Öl von der Stirn. Ich befinde mich in der »International Action Faith Church« am Rande von Accra, Ghana beim Salbungsgottesdienst.

Um mich herum bewegen sich Hunderte von Menschen – Frauen jeden Alters mit Kopftüchern, Jugendliche, aber auch Geschäftsmänner mit Köfferchen und Lackschuhen. Sie alle gehen auf und ab, gestikulieren, murmeln, schreien, singen, zucken am ganzen Körper. Die riesige Halle platzt fast, als ein kleiner Mann auf der Bühne mit seinem Mikrofon in das Geheule einstimmt. Er bewegt sich wie ein auf- und zuklappendes Taschenmesser. Auf diese Weise stimuliert er die Betenden zu rhythmisierten Schreien der Verzückung. »Unser Herr, komm doch!«, schreien die Menschen. Ich fühle mich gerührt und distanziert zugleich.

»Die Menschen in »Action Faith« glauben an einen anderen Jesus!«, sagte mir einmal ein deutscher Pfarrer empört, den ich in den Heilungsgottesdienst mitgenommen hatte. Ein anderer kritisierte, wie das Evangelium vom armen Menschensohn in Ghana kontextualisiert würde. »Ein schwarzer Christus und Trommeln, das finde ich gut. Aber amerikanische, importierte Musik und Beten um ein Visum nach Europa? Wird so das Wort in Afrika Fleisch?«, fragte er mich und sich selbst.

»Action Faith« liegt an der Autobahn Accra – Tema und wird von Bischof Duncan-Williams geleitet. Mit mehr als 20 Pfarrern und 3000 Gemeindegliedern ist die Kirche eine der größten »Neo«-Pfingstkirchen im Großraum Accra. Jeden Donnerstagmorgen kommen auch Christinnen und Christen anderer Glaubensrichtungen, um Teufelsaustreibungen und Heilungen zu erleben. Bischof Duncan-Williams trifft genau die Wünsche seiner Mitglieder aus der aufstrebenden Mittelschicht, die zum Beispiel Gottes Beistand in ihrem neu gegründeten Geschäft brauchen und auch nichts dagegen haben, wenn der Teufel in einer Art Fernheilung aus faulen Mitarbeitern getrieben wird. »Action Faith« vertritt nicht allein diese Art Wohlstands-Evangelium. Sowohl Megakirchen als auch winzige

Kirchlein, deren Mitglieder sich im Wetteifern um Gottes Zuwendung zu übertreffen suchen, wachsen wie schöne seltsame Blumen aus dem Boden. Die vielen Heilungszentren ergänzen den Reigen der religiösen Angebote. Sie sind zum Krankenhaus der Armen geworden. Hier ist jeder willkommen, der glaubt. Alle werden genährt von dem Glauben, dass Gott für jeden Bereich des Lebens zuständig ist, also auch fürs Geschäft, die Arbeitslosigkeit, das Visumgesuch, den Kinderwunsch, die Gesundheit und alle anderen Dinge, die den Menschen in Ghana das tägliche Leben schwer machen. Schließlich liegt hier das Mindesteinkommen bei weniger als einem Dollar pro Tag.

Die alten Missionskirchen wie meine ghanaische Partnerkirche, die **Presbyterian Church of Ghana**, werden seit den 70er Jahren von dem charismatischen Aufbruch erfasst. Vielfach hat er sogar in ihren eigenen Reihen angefangen.

Warum fühle ich mich gerührt und distanziert zugleich, wenn ich an dem charismatischen Glaubensleben meiner Geschwister hier teilnehme? »Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen«, sagt Jesus in Lukas 11. Woher weiß ich aufgeklärter

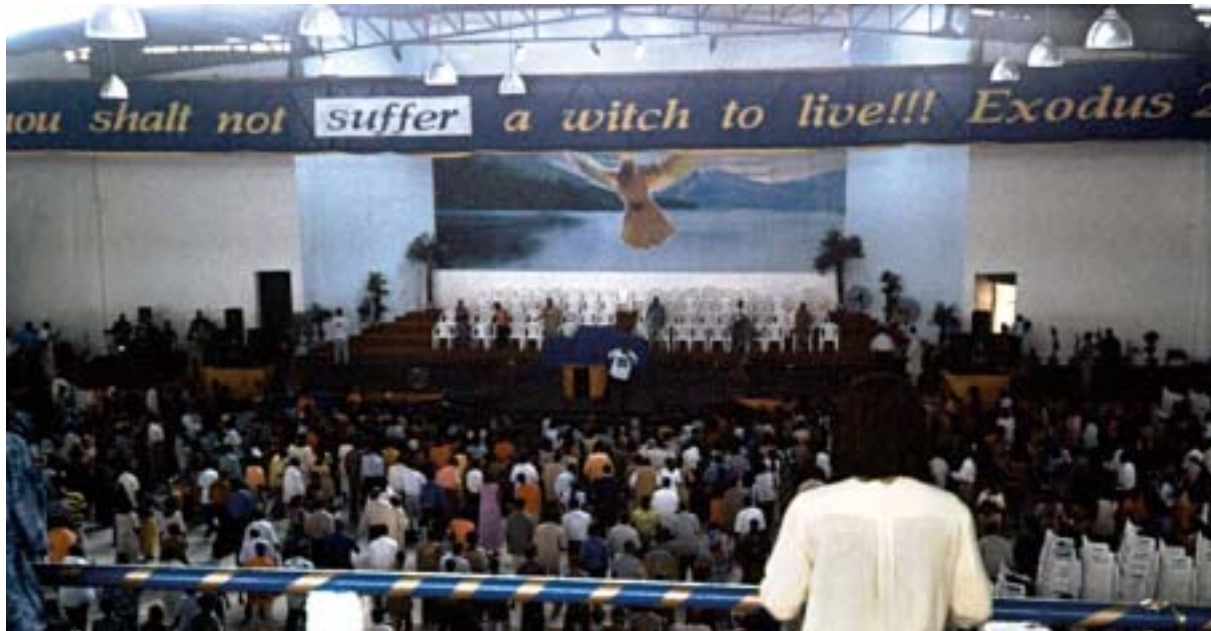


Im Saal der »Action Faith Church« kommen hunderte Menschen zum Salbungsgottesdienst zusammen.



Die International Action Faith Church am Rande von Accra, Ghana

Fotos: EMS / Martin Frank



»Action Faith« ist eine der größten »Neo«-Pfingstkirchen im Großraum Accra.

Foto: EMS / Martin Frank

Westler eigentlich, dass Gottes Finger nicht Donnerstag morgens genau in der »Action Faith Chapel« in Accra Dämonen austreibt? Bin ich, der ich Marx, Freud und Feuerbach gelesen habe, nicht wesentlich weiter vom Evangelium entfernt als meine Brüder und Schwestern in Afrika? Habe nur ich mit meiner weltweit marginalen Überzeugung, die Bibel kritisch-historisch zu lesen, den einen Herrn wirklich verstanden?

Mein Kollege Cephas pflegt kritischen Besuchern aus Europa die Sache mit der Weltsicht folgenderweise zu erklären. »Was uns prägt, uns hier, wie auch Euch aus dem Westen, ist letztlich unsere Weltsicht. Sie geht tiefer als unser Verhalten, unsere Werte, ja sogar tiefer als unser Glauben. Unsere Weltsicht sagt

uns, was real ist. Hier in Ghana ist der Kampf zwischen Gott und Teufel real. Dieser Kampf war immer real. Früher sind wir zum Fetischpriester gelaufen, wenn wir alltägliche Probleme hatten und er hat uns geholfen und die Geister mit aller Kraft in ihre Schranken gewiesen. Heute erwarten wir das von den einheimischen Pfarrern und Heilerinnen in den unzähligen charismatischen Kirchen, ja selbst in den alten Missionskirchen nimmt diese Praxis zu.« So weit die Erklärung meines Kollegen Cephas.

Ich bleibe distanziert, weil meine Herkunft meine Weltsicht geprägt hat. Aber ich bin bewegt, wie meine ghanaischen Geschwister den alten Missionsglauben, den sie von meinen Vorfahren übernommen haben,

in unzähligen Kirchen mit viel Kreativität umschmelzen und sich auf ihre spirituellen Wurzeln zurückbesinnen. Da macht es wenig, dass manche Musik oder Frömmigkeit aus Amerika importiert wird. Maranata! Gott war doch immer in Ghana!

Martin Frank



Martin Frank ist Pfarrer der württembergischen Landeskirche. Seit 1999 arbeitet er als ökumenischer Mitarbeiter im Dienst der »Presbyterian Church of Ghana« in der Stadt- und Industriemission in Tema, Ghana.

Christus_{der Frauen}

Eine Frauengestalt bildet den tragenden Stamm eines Lebensbaumes. So sieht die indische Künstlerin Lucy D'Souza-Krone die Christusfigur.



In der Symbolik gehen Tod und Leben, Kreuzigung und Auferstehung ineinander über. Aus den Wundmalen der Figur quillt Rot, das in den leuchtenden Blütenblättern, die aus den Zweigen wachsen, aufgenommen wird. Der Leib ist eingemauert von einem grauen Oval, das an die Grabeshöhle erinnert. Dahinter geht leuchtend gelb die Sonne des Lebens und der Auferstehung auf. Sie bescheint auch die beiden Figuren neben dem Baum, links Johannes, rechts Maria.

Viele Christinnen weltweit sehen den Gekreuzigten heute als Lebenssymbol. Als Frauen wollen sie nicht länger von einer Theologie, die Frauen eine Opferhaltung aufnötigt, niedergedrückt werden. Eine Stimme, die für diese Strömung steht, ist die der Theologin Friedel Kriechbaum: »Der Gekreuzigte hat seinen mich lähmenden, unterwürfig haltenden Einfluss verloren. Er wird mir zum Lebenssymbol, denn wenn er so bis zum Äußersten für befreites Leben litt, dann gewinne auch ich Anteil an dem Zuspruch dieser Freiheit, als Frau, die sich zu den Frauen unter sein Kreuz stellt. Wo ich, wie die Frauen damals, in den Sog dieser Befreiung gerate, merke ich, dass das Kreuz ermutigend, aber auch gefährlich ist. Es passt nicht zu einem harmlosen Schmuckanhänger, auch nicht zu einer demütigen Dulderinnenhaltung. Jesus hat aktiv gelitten, nicht passiv geduldet, und wer mit ihm zu tun bekommt, wird in seine Leidenschaft hineingezogen. Das Kreuz als Symbol des Lebens weckt Energie, Widerstand zu leisten, wo Menschen in Todeszusammenhängen festgehalten und am Leben gehindert werden.«

Birte Petersen

Die Bewegung für eine nationale Ethik in Indonesien

Am 16. Januar 2002 haben sich in Jakarta verschiedene religiöse Organisationen zur »Bewegung für eine nationale Ethik in Indonesien« zusammengetan. Es ist die erste interreligiöse ethische Bewegung in Indonesien. Die Vorsitzenden der beiden größten islamischen Verbände Indonesiens haben diesen Zusammenschluss initiiert. Mit von der Partie sind die protestantische Gemeinschaft der Kirchen Indonesiens (PGI), die indonesische Bischofskonferenz, die Versammlung der Hindu Dharma und weitere kleinere religiöse Organisationen. Nach anderthalb Jahren ist es zwar noch zu früh für eine Bilanz. Dennoch ist die Hoffnung groß, dass diese Bewegung die geschwisterliche Bindung unter allen Indonesiern wieder festigen wird.

Die Entstehung der »Bewegung für eine nationale Ethik in Indonesien« steht im Zusammenhang mit der Entwicklung des Landes seit dem »Reformasi«-Aufbruch im Mai 1998. Diese Reform-Ära hat zum einen das Ziel, ein demokratisches, offenes Indonesien aufzubauen, frei von Korruption und Nepotismus. Zum anderen soll das Vertrauen der Bevölkerung in die Politik wiederhergestellt werden, das unter den Konflikten und Kämpfen nach dem Sturz Soehartos stark gelitten hatte.

Drei Phänomene machen deutlich, wie wichtig eine solche Bewegung für Indonesien ist. Zum einen befinden sich die Indonesier in einer »semantischen Verwirrung«. Politiker geben Erklärungen über Erklärungen ab, die letztlich nichts erklären. Die Bevölkerung ist verwirrt. Das Vertrauen der Leute in die Politik sinkt. Andererseits ist ein Verlust des moralischen Bewusstseins zu beobachten. Die Aufrechterhaltung des Rechts weicht oft genug dem Faustrecht. Schließlich droht das Auseinanderbrechen der gesellschaftlichen Solidarität. Die Volksvertreter beispielsweise kümmern sich nur noch darum, wie sie an der Macht bleiben. Seit der Einführung der regionalen Autonomie lässt sich beobachten, wie selbst Korruption »dezentralisiert« wird. Korrupte Strukturen gehen nicht mehr nur

von Jakarta aus. In jeder Region lässt sich die Zunahme von Korruption vor Ort feststellen.

Die »Bewegung für eine nationale Ethik« ruft das indonesische Volk dazu auf, wieder auf seine innere Stimme zu hören. Das meint, die von den Religionen inspirierten ethischen Werte sollen neu belebt werden. Dies ist umso erstaunlicher, weil es auf dem Hintergrund geschieht, dass in den vergangenen Jahren Religion oft als Spaltwerkzeug instrumentalisiert wurde. Die Bewegung fordert die Religionsgruppen auf, aus ihrem ritualisierten Formalismus heraus zu finden und sich in die soziale Praxis hinein zu begeben. Und mehr noch: Die Religionsgruppen sollen all dies gemeinsam verwirklichen.

Die Protestantische Gemeinschaft der Kirchen in Indonesien (PGI) vertritt dabei mehr als 80 Kirchen. Von Anfang an war sie Teil dieser Bewegung. »Wir müssen religiös fundierte Moralität und Ethik voran bringen und unsere Nation aus der vielschichtigen Krise durch politischen und ökonomischen Wiederaufbau herausholen«, sagt Andreas Yewangoe, der Vertreter der PGI. Deswegen rufe die PGI dazu auf, den Missbrauch von Religion für politische Zwecke zu verhindern. »Dies meint

Berichte - Mission heute gestalten Erfahrungen im Dialog

nicht, dass Religion getrennt von politischem Handeln gesehen werden soll«, sagt Yewangoe. »Ganz im Gegenteil. Religiöse Werte sollen jeden Politiker leiten, zum Wohl des gesamten Volkes.«

Vertreter der Bewegung besuchen seither gemeinsam Konfliktregionen und geben gemeinsame Erklärungen ab. So zum Beispiel einen Tag vor dem Angriff der Alliierten auf den Irak im März 2003.

Auf dem Hintergrund der Erfahrungen während des Golfkriegs 1991, der von bestimmten Kreisen als Religionskrieg zwischen Christentum und Islam ausgegeben wurde, rief die Bewegung zum inneren Frieden im Land auf.

David Tulaar

Die Kirche (links) und daneben die Moschee in Kendari, Indonesien. Foto: EMS / David Tulaar



Das EMS-Jahresprojekt 2003/2004: Die Gesundheitsarbeit im Gaza-Streifen

Inmitten des Gaza-Streifens liegt das Ahli Arab Krankenhaus. Für alle Menschen im Gaza-Streifen spielt das Krankenhaus der Bischöflichen Kirche in Jerusalem und dem Nahen Osten, einer EMS-Partnerkirche, eine wichtige Rolle. Kranke und Verletzte werden dort ungeachtet ihrer Religion medizinisch betreut – und das kostenlos.

Weitere Informationen,

Poster sowie ein Projektheft mit Reportagen, Hintergrundinformationen, einer Predigtmeditation, Liedern und Gebeten zum EMS-Jahresprojekt 2003/2004 können Sie beim EMS bestellen:

EMS-Vertrieb, Vogelsangstr. 62,
70197 Stuttgart, Tel.: 0711/63678-0
vertrieb@ems-online.org

oder auch von unserer Homepage:
www.ems-online.org
ausdrucken (teilweise auch auf Englisch).



Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland

Das Krankenhaus trägt einen bedeutenden Teil bei, die schlechte Gesundheitsversorgung im Gaza-Streifen trotz der angespannten Lage zu verbessern. Viele Menschen haben kein Geld für eine medizinische Versorgung. »Die Arbeitslosigkeit im Gaza-Streifen liegt mittlerweile bei 60 Prozent«, berichtet die Direktorin des Krankenhauses, Suhaila Tarazi. Doch auch viele, die Arbeit haben, würden unregelmäßig oder nicht bezahlt.

Nicht alle Kranken und Verletzten können in das Krankenhaus kommen. Dörfer sind abgeriegelt und somit von der medizinischen Versorgung ausgeschlossen. Das Krankenhaus hilft aber auch diesen Menschen. Ärzte und Krankenschwestern fahren in die Dörfer und nehmen Patienten im Notfall mit ins Krankenhaus. Tarazi schätzt, dass sie auf diese Weise seit Januar 2003 ungefähr 2700 Patienten in den abgeriegelten Gebieten versorgt haben.

Die Ärzte des Ahli Arab Krankenhauses behandeln nicht nur körperliche Beschwerden. Sie hören auch zu, wenn die Patienten über die psychisch belastende Situation im Gaza-Streifen sprechen. Kinder berichten von ihrer Angst. Sie erzählen von Angriffen, Apache-Hubschraubern und Panzern. Der Junge Shady wurde selbst Opfer eines Angriffs. Bei einem Hubschrauber-Angriff auf Zaytoun im April 2003 wurde er schwer verletzt. Shady war neben einem Auto gelaufen, das beschossen

wurde. Er wurde von mehreren Bombensplittern getroffen. Im Ahli Arab Krankenhaus werden seine Wunden im Rücken und in den Beinen seither versorgt. Sie heilen nur langsam. Eine Gehhilfe erleichtert Shady das Laufen.

Auch Shawkia und Zahra, zwei ältere Frauen aus der Nähe von Mirage, einem Ort im Süden Gazas, suchen regelmäßig ärztliche Hilfe im Ahli Arab Krankenhaus. Sie leben in einem ländlichen Gebiet ohne Strom und medizinische Versorgung. Nahrungsmittel und Wasser sind knapp. Seit Beginn der zweiten Intifada im September 2000 leidet die Bevölkerung dieses Landstrichs unter israelischen Angriffen. Und seither haben Shawkia und Zahra wie viele Leute in ihren Dörfern gesundheitliche Probleme. Viele Frauen sind unfruchtbar oder haben Fehlgeburten. Obwohl dringend medizinische Behandlung notwendig ist, gibt es in dieser Region keine Ärzte, die beraten und behandeln. Deshalb kommen die Menschen ins Ahli Arab Krankenhaus.

Annette Schumm

GEBET

IM HERZEN BEIEINANDER HALTEN

Lasst uns nicht für Araber oder für Juden, nicht für Palästinenser oder Israelis beten, sondern beten wir für uns selber, auf dass wir sie in unseren Gebeten nicht trennen, sondern sie in unseren Herzen beieinander halten.

(Nach dem Gebet eines christlichen Palästinensers, gesehen im St. George's Centre in Jerusalem.)

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule ist eine christliche Institution, in der christliche und muslimische Kinder leben und lernen. Um zu verstehen, welche Bedeutung diese gemeinsame Erziehung im Libanon hat, muss man ein wenig in die Geschichte des Landes zurückgehen. Während des Bürgerkrieges (1975-1990) bekämpften sich unter anderem Muslime und Christen. Die Abgrenzung zwischen Christen und Muslimen ist heute noch deutlich erkennbar, in Beirut genauso wie in der Bekaa-Ebene. In der JLSS haben muslimische Schüler selbstverständlich die Möglichkeit, die Traditionen ihres Glaubens auszuüben. Während des Fastenmonats Ramadan erhalten sie ihr Frühstück vor Sonnenaufgang. Und manchmal fasten christliche Schüler aus Solidarität zu ihren muslimischen Freunden mit. Die Morgenandachten sowie die Gottesdienste am Sonntag gestaltet der Direktor der Schule, Pfarrer Dr. Riad Kassis, sehr kindgerecht. Die Schüler und Lehrlinge werden in den Ablauf mit einbezogen, zum Beispiel bei Rollenspielen oder indem sie die Lieder selbst auswählen. Das gemeinsame, geschwisterliche Aufwachsen von Christen und Muslimen in der JLSS ist ein wichtiger Schritt zur Friedensarbeit im Libanon und in der gesamten Region.

Im Dezember 2002 hat die JLSS einen entscheidenden Schritt gewagt: die Aufnahme von Mädchen ins Internat. Umfangreiche Vorarbeiten waren notwendig. Lange war geprüft worden, welche Reaktionen dieser Schritt im Umfeld der JLSS auslösen würde. Zwar hatten Mädchen die Schule bereits seit der Gründung der Schule besucht. Ins Internat wurden sie aber nicht aufgenommen. Im Libanon ist es nicht üblich, dass Mädchen und Jungen in der gleichen Einrichtung leben. Deswegen musste ein neues Gebäude errichtet werden.



Die fünfjährige Aya ist das jüngste Mädchen im Internat.

*Seit einem Jahr wohnen neun Mädchen im neuen Wohnheim.
Fotos: EMS / Andreas Maurer*



Für die Aufnahme von Mädchen ins Internat gelten die gleichen Prinzipien wie für Jungen. Es sind Kinder, deren Eltern nicht mehr leben oder sich nicht um sie kümmern können. Ohne die JLSS hätten diese Jungen und Mädchen keine Chance.

Inzwischen haben neun Mädchen ein neues Zuhause in der JLSS gefunden. Die Erzieherin Fida Mshaleh kümmert sich liebevoll um sie und versucht ihnen zu helfen, ihre schweren Erlebnisse, ihre Ängste und Sorgen zu überwinden. Die fünfjährige Aya ist das jüngste Mädchen im Internat. Ihre Eltern haben sich vor drei Jahren getrennt. Aya kam zu ihrer Stiefmutter, die sie schlug und beschimpfte. Eine Richterin versuchte, Aya in

einem Waisenhaus unterzubringen. Allerdings ohne Erfolg, was wohl auch daran liegt, dass Aya eine leichte Gehbehinderung hat und staatenlos ist. Dass das Mädchen heute in der JLSS lebt, sieht der Direktor Riad Kassis als ein Zeichen des Himmels an. **»Gott hat für Aya den Weg in unser Mädchenwohnheim bereitet. Sie ist eine Staatsangehörige im Reiche Gottes,«** sagt er.

Die JLSS kann derzeit keine weiteren Mädchen aufnehmen. Es fehlen die Gelder für einen weiteren Bau und auch die Gelder für die laufenden Kosten von jährlich 3.500 Euro pro Kind. Zudem sieht sich die JLSS mit weiteren notwendigen Ausgaben konfrontiert. Durch

die schweren Schnee- und Regenfälle im Frühjahr ist das Dach der Gebäude undicht geworden und muss repariert werden. Auch der Herd und der Ofen in der Küche sind nicht mehr funktionsfähig und müssen ersetzt werden.

Annette Stahl



Die Mädchen in ihrer neuen Umgebung
Foto: EMS / Katja Buck

Wachsende Gemeinden brauchen Begleitung Theologische Ausbildung in China

Im Jahr der Bibel unterstützt das EMS besonders die theologische Ausbildung in den Partnerkirchen. Die theologische Ausbildung in China ist ein zentrales Beispiel, weil hier der Bedarf an Pfarrern und Pfarrerinnen, Katecheten und Katechetinnen sehr groß ist.

„In China gibt es viele Christen. Doch es fehlt uns an ausgebildeten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen“, sagt Frau Qin, die an einem Laienfortbildungszentrum in Nanning im Süden Chinas unterrichtet. „Während der

wieder leichter, unseren Glauben zu leben“, sagt Frau Qin. „Die Gemeinden wachsen.“

In der Tat ist das Wachstum der evangelischen Kirche in China erstaunlich. Vor der Kulturrevolution waren etwa eine Million Chinesen Christen. Heute sind es mindestens 15 Millionen.

Zum einen haben die Berichte und das Zeugnis von Menschen, die in den 60er und 70er Jahren unter schwierigen Bedingungen ihrem Glauben treu geblieben sind, viele überzeugt. Dann befindet sich China derzeit auch in einer Phase gesell-



Studierende einer Bibelschule

Fotos: EMS / Lutz Drescher

Kulturrevolution 1966 bis 1976 war das Christentum verboten. Bibeln wurden verbrannt, Kirchengebäude und theologische Ausbildungsstätten geschlossen“, erzählt sie. Diese Zeit des Leidens habe jedoch bei vielen Menschen den Glauben eher gefestigt. „Inzwischen ist es für uns

schaftlicher Umbrüche. Vorsichtigen Schätzungen zufolge sollen bereits 100 Millionen Menschen aus den ländlichen Gebieten in die Großstädte gezogen sein, um dort Geld zu verdienen. Entwurzelt und fern von ihren Dörfern finden sie in christlichen Gemeinden in den Städten eine neue

Die EMS-Projekte

Heimat, einen Ort, an dem sie sich aufgenommen, geborgen und zugehörig fühlen. Schließlich sind viele traditionelle Werte und die bisherige sozialistische

Weltanschauung ins Wanken geraten. In einer Welt, die zunehmend von Konkurrenz und Konsum geprägt ist, finden Menschen im Glauben Trost und Gewissheit.

Das rasche Kirchenwachstum ist aber auch eine große Herausforderung. Die Kirche wächst zahlenmä-

ßig so schnell, dass in manchen Gegenden ein Pfarrer 9000 Gläubige betreut. Da lange kein theologischer Unterricht erteilt werden durfte, ist das Durchschnittsalter der kirchlichen Mitarbeitenden hoch. Es fehlt an gut ausgebildeten Katecheten, Pfarrern und Pfarrerinnen sowie ehrenamtlichen Mitarbeitenden, welche die Menschen begleiten. Die Anforderungen an die kirchlichen Mitarbeitenden sind auf dem Land und in den Städten sehr unterschiedlich. 80 Prozent der Christen und Christinnen lebt auf dem Land. In den ländlichen Gebieten sind die Menschen sehr arm und die Zahl der Analphabeten ist hoch. Oft sind die kirchlichen Mitarbeitenden die einzigen, die lesen und schreiben können. Die Menschen hier brauchen vor allem Orientierungshilfe für ihren Glauben. In den Städten hingegen finden inzwischen auch viele Intellektuelle den Weg zum Christentum. Hier sind die kirchlichen Mitarbeitenden gefordert, kompetent Antworten zu geben.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten konnte der Chinesische Christenrat zum einen insgesamt 50 Laienfortbildungszentren (wieder) aufbauen, die vor allem der Ausbildung von Ehrenamtlichen dienen. Zum anderen entstanden 18 theologische Seminare und Bibelschulen, an denen Pfarrerinnen

und Pfarrer ausgebildet werden. Für den Unterhalt dieser Ausbildungszentren, die Bezahlung der Lehrkräfte sowie die Anschaffung von theologischen Lehrmaterialien braucht der Chinesische Christenrat unsere Unterstützung. Da viele Studierende aus armen Regionen Chinas kommen, können sie die Kursgebühren und ihren Lebensunterhalt während des Studiums nicht aufbringen und sind auf ein Stipendium angewiesen.

Auch Frau Qin, die jahrelang als ehrenamtliche Mitarbeiterin in einer Gemeinde gepredigt hatte, studierte an einem dieser wieder eröffneten theologischen Seminare. Inzwischen ist sie ordiniert und unterrichtet am Laienfortbildungszentrum in Nanning.

Annette Stahl

Die Volksrepublik China ist etwa so groß wie Europa

und somit das drittgrößte Land der Erde.

Ein Viertel der Weltbevölkerung lebt in China. 1949 übernahm die Kommunistische Partei die Macht im Land. Ab 1951 organisierten sich die evangelischen Gemeinden in der so genannten Drei-Selbst-Bewegung (Selbsterhaltung – Selbstverwaltung – Selbstausbreitung). Während der Kulturrevolution 1966 bis 1976 war das Christentum verboten. Ende der 70er Jahre konnten die Christen mit Deng Xiaping's Programm „Reform und Öffnung“ ihren Glauben wieder öffentlich machen. 1980 wurde der Chinesische Christenrat (CCC) gegründet. Er ist die offizielle Vertretung aller evangelischer Christen im Lande. Das EMS ist dem CCC freundschaftlich verbunden und unterstützt die »Amity Stiftung«, die chinesische Diakoniestiftung.



Guangzhou ist einer der Orte in China, in denen eine theologische Ausbildung angeboten wird. Foto: EMS / Gisela Köllner

Das Heim Marhaba gibt Straßenjungen Hoffnung

Vier Jahrzehnte Bürgerkrieg haben im Sudan tiefe Narben hinterlassen. Vier Millionen Menschen sind Binnenflüchtlinge, fast eine halbe Million haben Zuflucht in den benachbarten Staaten gesucht. Wie immer sind die Kinder am härtesten betroffen. Familien wurden auseinandergerissen, Kinder wurden zu Waisen. Unterernährung und Kinderarbeit sind in Renk, einer Kleinstadt im Süden des Sudan, an der Tagesordnung. Dort leben allein etwa hundert Kinder auf der Straße und verdienen eine Kleinigkeit als Lastenträger, oder wenn sie auf dem Fischmarkt am Nil Fische ausnehmen. Andere leben von dem wenigen Essbaren, das sie im Abfall der Märkte finden. Dort werden sie ständig von den Ladenbesitzern und der Polizei vertrieben.

Seit 1998 arbeitet der württembergische Diakon Markus Häfele mit seiner Familie als Jugendreferent von mission 21 / Basler Mission für die Presbyterianische Kirche im Sudan (PCOS). Die Not der Straßenkinder berührte ihn tief. In Renk rief er das Projekt Marhaba ins Leben.

Marhaba ist Arabisch und heißt »Willkommen«. Die Heimleitung lag von Anfang an in den Händen eines einheimischen Kollegen. Der Evangelist Simon Oceti arbeitet eng mit Markus Häfele, dem verantwortlichen Jugendreferenten der

PCOS, zusammen.

Zunächst bestand das Heim aus zwei einfachen Lehmhütten. Sieben Jungen hatten darin Platz. Inzwischen leben siebzehn Jungen im Alter von fünf bis vierzehn Jahren in Marhaba. Der Jüngste ist der fünfjährige Ramadan. Als die Betreuer ihn fanden und nach seinem Namen fragten, nannte er die Bezeichnung für ein am Boden kriechendes Unkraut. Erst nach hartnäckigem Nachfragen nannte er seinen



*Drei der Jungen beim Spielen im Heim.
Foto: Markus Häfele*

richtigen Namen.

Die meisten Kinder waren bei ihrer Ankunft im Heim süchtig. Das Einatmen von Lösungsmitteln gehört zum Alltag von Straßenkindern. Es dämpft die Hungergefühle und lässt die Kälte in der Nacht nicht spüren. Manche Kinder brachten anfangs ohne das Gift keinen Bissen herunter. Milch, starker Tee und viel Bewegung haben ihnen geholfen, die Entzugerscheinungen durchzustehen. Es ist ein kleines Wunder, was in kurzer Zeit erreicht wurde. Alle Kinder sind »clean«.

Die Mitarbeiter haben mit den Jungen einen Garten angelegt. Jeder ist für ein Stück verantwortlich. Die Gegend lebt von der Landwirtschaft und so werden die Kinder darauf vorbereitet, später einmal ihren Lebensunterhalt selbst verdienen zu können. Langfristig wollen die Bewohner von Marhaba mit dem

Informationen zu EMS-Projekten

Mit der »EMS-Projektmappe« erhalten Sie einen guten Überblick über die EMS-Einsatzgebiete unserer Partnerkirchen. Gerne stehen wir Ihnen für die Beantwortung Ihrer Fragen zur Verfügung.
Spendenservice, Tel. 0711/ 636 78-24,
Spendenservice@ems-online.org.

Die EMS-Projekte

Garten ein kleines Einkommen für das Heim erwirtschaften. Wichtig ist, dass die Kinder die Regelschule besuchen, damit sie Schritt für Schritt in die Gesellschaft integriert werden können.

Mindestens einmal in der Woche geht einer der Betreuer auf den Markt und sucht die verbliebenen Straßenkinder auf. Für ihre Probleme hat er ein offenes Ohr und versucht, sie von

Projekt geben“, sagt er.

Markus Häfele, Simon Oceti und die anderen Mitarbeiter verstehen die praktische Hilfe für die Jungen und die Einladung zum Evangelium als untrennbare Einheit. Singen, Beten und das Erzählen von biblischen Geschichten gehören zum Leben der Kinder dazu. Am Anfang kam die Sonntagsschule der presbyterianischen Gemeinde in das Zentrum. Inzwischen gehen die

Der Sudan ist flächenmäßig das zehntgrößte Land der Erde.

Schätzungsweise 28 Millionen Menschen leben dort. 70 Prozent sind Muslime.

Die mission 21/Basler Mission pflegt partnerschaftliche Beziehungen zur Presbyterianischen Kirche von Sudan (PCOS). Die Gemeinden wachsen ständig und neue Gemeinden werden gegründet. Die PCOS leistet mit Unterstützung von mission 21/Basler Mission – einem EMS-Mitglied – Nothilfe in zwölf Flüchtlingslagern im Norden. Des Weiteren bietet die PCOS Schulunterricht sowie Unterrichtsmaterial an und fördert im Verbund mit dem Nationalen Christenrat Friedensinitiativen im Süden.



Die Jugendarbeit der PCOS geschieht in vielfältiger Weise. 2002 wurde ein einfaches Heim für Strassenjungen errichtet. Dies hier ist ihr Klassenzimmer. Foto: Markus Häfele

der Einnahme der Lösungsmittel abzubringen. Und wenn ein Junge einen Arzt braucht, begleitet er ihn. Denn ohne die Unterstützung der Betreuer würde kein Arzt die Kinder behandeln.

Marhaba hat in Renk einen guten Ruf. Der Gefängnisdirektor schenkte dem Heim beispielsweise ein Schaf. „Für die Wiederholungstäter, die bei uns einsitzen, müsste es auch ein solches

Jungen selbst in die Gemeinde, singen und beten mit den anderen Kindern. Die Jungen haben begonnen, die Liebe und Fürsorge, die sie selbst erfahren haben, weiterzugeben. Sie verrichten regelmäßig einen „Dienst der Liebe“. Ein Junge wäscht und bügelt für andere oder geht für eine alleinstehende alte Frau einkaufen.

Die Betreuer in Marhaba

würden gerne weitere Straßenjungen aufnehmen. Dafür ist aber ein Ausbau des Heimes notwendig, wofür zusätzliche finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen.

Annette Stahl

Die EMS-Partnerkirchen

Ökumenische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die zurzeit mit EMS-Verträgen in Übersee tätig sind:

China: Renate Kleinhenz

Ghana: Martin Frank und Andrea Pfeiffer
Martin und Susanne Knispel
Gerda van Noort-Osei
Christa von Oertzen

Indonesien: Markus und Aguswati Hildebrandt Rambe

Japan: Martin und Masayo Repp-Masutani

Kamerun*: Susanna Trackl und Klaus Weyers
Armin Zimmermann und Susanne Groß

Libanon: Anselm und Susanne Kreh

Nigeria*: Gunnar Berndsen und Renate Ellmenreich

Sudan*: Markus und Esther Häfele
Reinhard und Esther Scheerer

Südafrika: Kwabena und J.L. Aboagye

Südkorea: Jörg und Martina Baruth

Zwei Stellen in **Ghana** und **Jordanien** sind ausgeschrieben.

* Programmverantwortung bei mission 21

Ökumenische Mitarbeiter aus EMS-Partnerkirchen, die zur Zeit in Deutschland tätig sind:

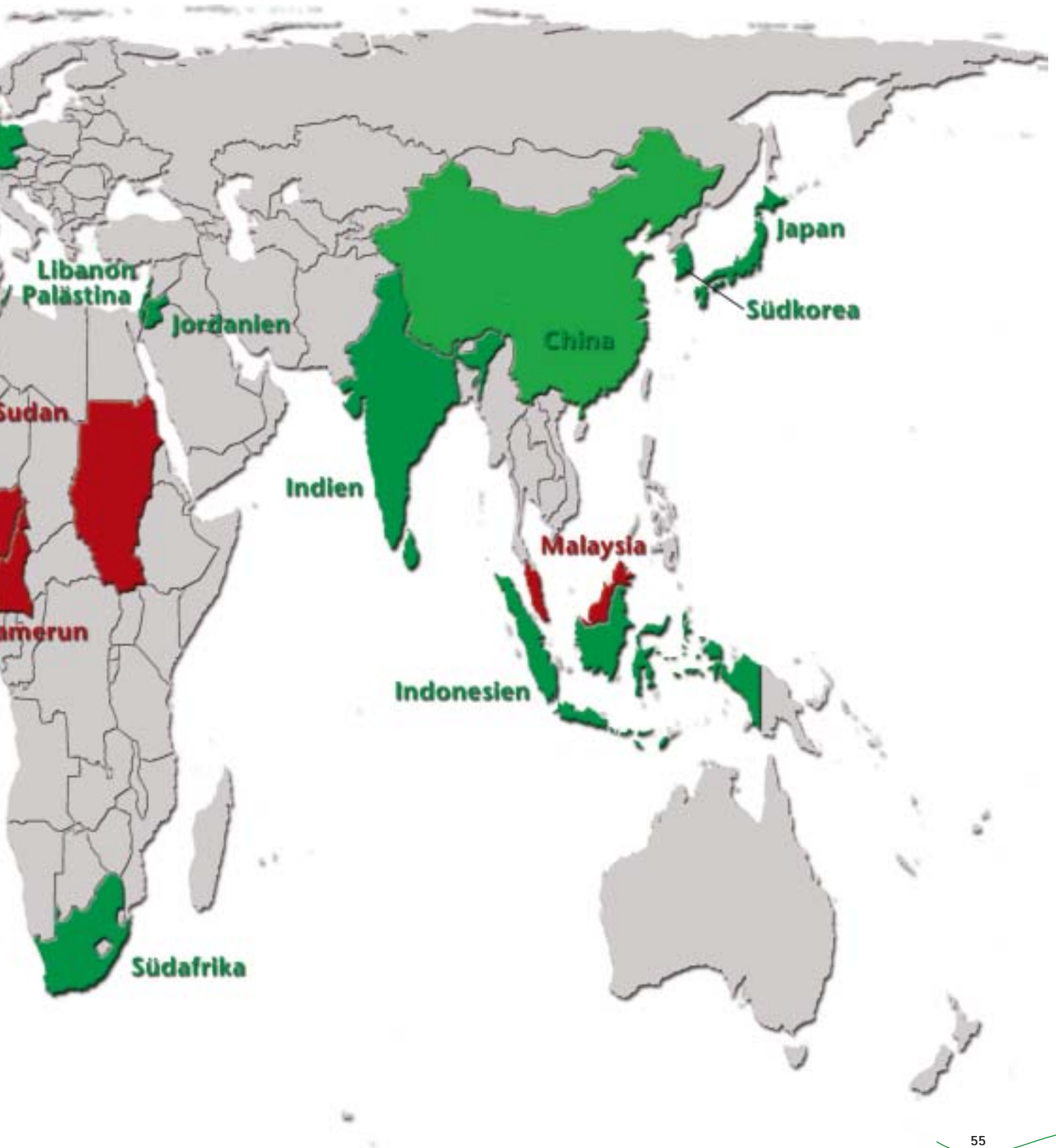
Baden: Timothy Ravinder, Simon Mutu
Hessen: CHUNG Hyun-Jin
Pfalz: (bis Juli 2003) LEE Shun-Hee, YOO Young-Kyoung
Württemberg: Ben Asare, Yunita Lasut, Dr. Lee Beom Seong

Deutschland

Israel

Nigeria

Ghana



zur Jahresrechnung 2002

Die Jahresrechnung und Bilanz 2002 – erstmals in Euro – liegen vor. Im Jahresabschluss, der von der EMS-Synode noch verabschiedet werden muss, ist ein Verlust in Höhe von EUR 991.886,72 ausgewiesen. Bei der Haushaltsplanung hatten wir bereits mit einem Fehlbetrag von EUR 635.000,- gerechnet. Dieser wurde mit der vorliegenden Jahresrechnung deutlich überschritten. Zum zweiten Mal müssen wir in erheblichem Maße auf unsere Rücklagen zurückgreifen - ein Vorgehen, das auf Dauer so nicht fortgesetzt werden kann. Die zukünftigen Haushaltsplanungen werden keine größeren Entnahmen aus den Rücklagen mehr zulassen. Vielmehr sollten den Rücklagen künftig wieder Gelder zugeführt werden, um für Notzeiten gewappnet zu sein.

Drei Faktoren haben im vergangenen Jahr das Jahresergebnis maßgeblich beeinflusst: Die Gaben und Kollekten sind gegenüber den geplanten Zahlen um rund EUR 225.000,- zurückgegangen. Die Ansätze bei den Einzelspenden konnten zwar übertroffen werden. Gaben und Kollekten von Gemeinden waren aber überproportional rückgängig. Sicherlich war die Unsicherheit im Umgang mit dem Euro größer als gedacht. Dazu kamen noch die schlechten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen sowie das Jahrhunderthochwasser an der Elbe und die damit verbundenen Spendenaufrufe. Ich möchte aber allen danken, die in Treue und Fürbitte zu unserer Arbeit stehen, auch im Namen unserer Empfänger innerhalb der EMS-Gemeinschaft.

Im Haushalt für das vergangene Jahr hatten wir Zins- und Dividenden-Einnahmen in Höhe von EUR 562.000,- geplant. Aufgrund des schwachen wirtschaftlichen und finanziellen Umfeldes und den damit verbundenen sinkenden Marktzinsen haben wir dieses Ziel nicht erreichen können. Erwirtschaftet wurden nur rund EUR 201.000,- und damit EUR 361.000,- weniger als angenommen.

Der dritte Faktor hängt ebenfalls mit dem wirtschaftlichen Umfeld zusammen. Ein Großteil unserer Rücklagen ist langfristig in festverzinslichen Wertpapieren, Fonds und in bescheidenem Umfang auch in Aktien angelegt. Da wir Geldanlagen in unserer Bilanz nach strengem Niederstwertprinzip ansetzen, mussten wir mit fallenden Kursen an den Börsen Wertpapierabschreibungen in Höhe von rund 290.000,- vornehmen, die in unser Jahresergebnis zusätzlich negativ einfließen.

Allein diese drei Sonderfaktoren belasten unsere Jahresrechnung mit rund EUR 876.000,-. Mit anderen Worten: in einem »normalen« Jahr hätten wir unser Ergebnis deutlich unter dem geplanten Defizit halten können. All das soll und kann keine Entschuldigung sein, zeigt aber, wie schwierig es ist, einen Doppelhaushalt verlässlich zwei Jahre im Voraus zu planen. In den kommenden Jahren werden wir enorme Anstrengungen unternehmen müssen, unsere Haushalte in der Planung ausgeglichen vorzulegen. Das ist angesichts von Kürzungsankündigungen der Beiträge unserer Mitgliedskirchen für 2004 und 2005 kein leichtes Unterfangen. Wir sind aber auf gutem Wege, unsere Öffentlichkeitsarbeit, das Fundraising und die Programmarbeit gemeinsam mit allen Partnern zu verbessern, um spätestens 2005 einen ausgeglichenen Haushalt vorlegen zu können.

Im Juli 2003, Manfred Gieche



Jahresrechnung 2002 (in EUR)

Einnahmen	2002	Vorjahr
I. Gaben und Kollekten	1.667.188	1.765.829
II. Zuweisungen Mitgliedskirchen	4.506.692	4.588.199
III. Sonstige Einnahmen	893.057	1.077.350
IV. Entnahme Rücklagen	991.887	266.703
V. Zuweisungen und Spenden außer Etat	292.817	257.222
Total Einnahmen	8.351.641	7.955.303
Ausgaben		
I. Beiträge an Partnerkirchen	2.728.521	2.696.071
II. Zuweisungen an Missionsgesellschaften	1.751.543	1.765.973
III. Mission und Partnerschaft	1.061.370	937.787
IV. Kommunikation	807.336	795.166
V. Leitung und Verwaltung	1.710.054	1.503.084
VI. Einstellung in Rücklage	0	0
VII. Zuweisungen und Spenden außer Etat	292.817	257.222
Total Ausgaben	8.351.641	7.955.303
Bilanz 31.12.2002		
Aktiva		
Umlaufvermögen	2.673.137	3.755.242
Flüssige Mittel	7.743.606	8.220.085
Wertpapiere	983.285	861.468
Forderungen	37.781	39.390
Warenbestand	11.437.809	12.876.185
Anlagevermögen	474.718	503.256
Gebäude	534.060	525.352
Beteiligungen	1.008.778	1.028.608
Aktive Rechnungsabgrenzung	88.062	25.765
Verlust	991.887	266.703
Total Aktiva	13.526.536	14.197.261
Passiva		
Fremdkapital	117.490	141.541
Verrechnungskonten Mitarbeitende	911.879	1.002.453
Verrechnungsktn mit verb. Organisationen	626.300	725.041
Verbindlichkeiten	3.445.934	3.521.178
Rückstellungen	5.101.603	5.390.213
Eigenkapital	3.925.651	4.085.174
Rücklagen für künftige Haushalte	231.184	438.266
Rücklagen für Kursdifferenzen	1.369.026	1.256.813
sonstige Rücklagen	2.394.910	2.394.910
Betriebsmittelrücklage (Betriebskapital)	7.920.771	8.175.163
Passive Rechnungsabgrenzung	504.162	631.885
Überschuss	0	0
Total Passiva	13.526.536	14.197.261

Die EMS-Geschäftsstelle und ihre Ansprechpartner/innen

Haben Sie Fragen zu unseren Partnerkirchen und den Programmen des EMS?
Hier erhalten Sie Auskunft:

Dr. Surya-Prakash
E-Mail: Prakash@ems-online.org
Verbindungsreferent Indien
Sekretärin Wilma Dieck
Tel.: 0711/63678-32



Pfr. David Tulaar
E-Mail: Tulaar@ems-online.org
Verbindungsreferent Indonesien
Sachbearbeiterin Christine
Grötzing
Tel.: 0711/63678-34

Pfr. Christoph Reichel
Verbindungsreferent Afrika
E-Mail: Reichel@ems-online.org
Sachbearbeiterin Johanna Hagen
Tel.: 0711/63678-39



Lutz Drescher
E-Mail: Drescher@ems-online.org
Verbindungsreferent Ostasien
Sachbearbeiterin Gisela Köllner
Tel.: 0711/63678-31

Nicola Bieber
Kordinatorin
Partnerschaftsarbeit
(Basler Mission)
E-Mail: Bieber@ems-online.org
Tel.: 0711/63678-42



Hiltraut Link
E-Mail: Link@ems-online.org
(bis 10/2003)
Referat Ökumenisch-missionari-
sches Lernen / Jugend
Sekretärin Emmi Lachenwitzer
Tel.: 0711/63678-25

Pfr. Andreas Maurer
E-Mail: Maurer@ems-online.org
Verbindungsreferent Nahost
Geschäftsführung EVS
Sachbearbeiterin Johanna Hagen
Tel.: 0711/63678-39



Gabriele Mayer, Ph.D.
E-Mail: g.mayer@ems-online.org
Stabstelle Frauen und Gender
Sachbearbeiterin Bärbel Wuthe
Tel.: 0711/63678-43

Die Mitglieds- und Partnerkirchen



**Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland**

Deutschland und Schweiz:

Evangelische Landeskirche in Baden
Evangelische Kirche in Hessen und Nassau
Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck
Evangelische Kirche der Pfalz
Evangelische Landeskirche in Württemberg
Evangelische Brüder-Unität
Basler Mission
Basler Mission Deutscher Zweig
Deutsche Ostasienmission
Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen
Herrnhuter Missionshilfe

Südafrika:

Brüder-Unität in Südafrika

Ghana:

Presbyterianische Kirche von Ghana

Naher Osten:

Bischöfliche Kirche in Jerusalem und dem Mittleren Osten
Nationale Evangelische Kirche von Beirut

Indien:

Kirche von Südindien

Indonesien:

Christlich-Protestantische Kirche in Bali
Christliche Kirche von Südsulawesi
Toraja-Mamasa-Kirche
Protestantisch-Indonesische Kirche in Donggala
Protestantisch-Indonesische Kirche in Luwu
Toraja-Kirche
Protestantische Kirche in Südost-Sulawesi
Christl.-Evang. Kirche in Minahasa
Christl.-Evang. Kirche in Halmahera

Japan:

Vereinigte Kirche Christi in Japan

Korea:

Presbyterianische Kirche von Korea
Presbyterianische Kirche in der Republik Korea



**Über die Basler Mission Deutscher
Zweig ist das EMS partnerschaftlich
verbunden mit:**

Kamerun:

Presbyterianische Kirche von Kamerun

Malaysia:

Protestantische Kirche in Sabah

Sudan:

Presbyterianische Kirche im Sudan

Nigeria:

Kirche der Geschwister

Impressum

Herausgeber:
Evangelisches Missionswerk in
Südwestdeutschland e.V.

Verantwortlich im Sinne des
Pressegesetzes:
Bernhard Dinkelaker

Redaktion: Katja Dorothea Buck,
Birte Petersen

Redaktionsassistentz: Margrit Bach,
Aline Schreiber, Annette Schumm,
Julia Theilmann

Gestaltung: Steffen Grashoff

Anschrift: Vogelsangstraße 62,
70197 Stuttgart
Telefon: 0711/636 78 -0,
Fax 0711/636 78 -55
E-Mail: info@ems-online.org
<http://www.ems-online.org>

Auflage: 7.500
Erscheint einmal jährlich kostenlos
Satz und Druck: studiodruck
Oktober 2003

